

I.

Fortsetzung von Wien.

Die Erziehung.

Der Pöbel hat es weit gebracht, wenn er im gedruckten Rechenbuche lesen kann, und sich die 5 einfachen Rechnungsarten eigen gemacht hat. Die meisten können weder lesen noch schreiben; und die Kraft ihrer Rechenkunde besteht i. ihren 10 Fingern, deren sie sich bedienen, wenn sie jemand nachzurechnen haben, und hintergangen zu sein glauben. Ihre Einsinnungen sind so grob, als ihre Art ungehobelt ist. Sie sehen nur auf den augenblicklichen Vortheil, sind schmutzig und niederträchtig, wenn es ihr Interesse erfordert. Ihre Religion ist voller Schlacken. Sie sind abergläubisch, fanatisch, und grausam: und ihre zufällige Weichlichkeit, die sie bisweilen wohltätige

gegen die Unglücklichen macht, ist nicht die Wirkung ihrer Gesinnungen, sondern ihres Temperaments. Ob sie nicht über ihre Vortheile und Pflichten aufgeklärter sein könnten, ob die Vorsehung, welche sie mit eben den edlen Werkzeugen und einer eben so unsterblichen Seele ausrüstete, als die Newtons, Lockes, und Leibnize, zum Vieh herabgewürdigt wissen wolle, mögen diejenigen entscheiden, welche auf ihre moralische Erziehung den größten Einfluß haben, — die Priester. Freilich fällt die Schuld nicht ganz auf sie: da sie selbst nicht nach dem Interesse des Staats zu guten Priestern erzogen und unterrichtet worden sind. Die Aufklärung steigt nicht von unten auf, sie erleuchtet, wie die Sonne, von oben herab die Oberfläche der Erde, und die tiefen Thäler. Die Vorsehung bildet ohne Unterschied des Klimas die Menschen nach ihrer Willkühr.

Es waren in dem brennenden Sande Libiens, und den schwedischen Sümpfen starke, abgehärtete, kriegerische Völker. Das unter dem bleiernen Szepter des blut-

dür-

dürftigen Despotismus gebeugte Egypten, blühte unter dem Sesostris und den königlichen Priestern. China schuf die Barbaren, die es eroberten, zu gesitteten Völkern um Griechenland, welches gegenwärtig unter einer schweren Bürde seufzet, schrieb ehemals unter Alexandern Asien und Europa Gesetze vor. Die gesetzgebende Gewalt hat alle Spuren der Lacädemonischen Tugend von dem Orte, wo sie dereinst blühte, verjagt. Persien hat von dem Glücke, das es unter Cyrus genos, nun keinen Begriff. Die alten Bewohner der gegenwärtig abergläubischen, feigen und weichlichen Ufern der Eiber bezwangen unter den Scipionen Afrika; Marius, Cäsar, Drusus, Mark Aurel besiegten die Cimbrer, Teutonen, Sarmaten, Markomanen, Quaden u. u. drangen durch die dicksten Haine Deutschlands, und besiegten diese fast unüberwindlichen Völker in ihren eigenen Wäldern. Aus dem Schoosse von Afrika dringt der Sarazene bis Pottiers, und droht Euro-
pen den Untergang. Von den eisigten Ufern des baltischen Meers fällt der wilde Vandal das brennende Afrika an, und unter-
jocht

jocht es. Unter dem nemlichen Himmels-
 striche, wo Geiz und Aberglaube die
 Fahne der Unmenschlichkeit aufstekte, ge-
 nossen ehemals die Inkas das selige Ver-
 gnügen einer weisen Beherrschung in dem
 Besitze eines nothdürftigen Auskommens,
 und mit einer ihren Bedürfnissen angemes-
 senen Gesetzgebung! Der Otahite ist glük-
 lich, da indessen Java, gemartert von der
 Habsucht, das Opfer des Geizes, oder des
 unbenützten Reichthums und der Sklaverei
 ist.

Das Genie des Gesetzgebers entschei-
 det über die Bestimmung der Menschen.
 Die Perser hielten, nach der Versicherung
 des Herobots, die Kinder vom 5ten Jahr
 ihres Alters bis ins 25te Jahr an, mit
 dem Bogen gut zu schießen, fest zu Pferde
 zu sitzen, und die Wahrheit zu reden. In
 ihrer Volkserziehung war ein Plan. Die
 Pazedämonier erzogen streng ihre Kinder,
 und gewöhnten sie bei Zeiten zu allerhand
 Uebungen. Sie brachten ihnen Liebe zur
 Tugend bei, und eine unerschütterliche Stand-
 haftigkeit. Einer der Söhne dieser tapferen

Na-

Nazion lies sich bei einer gewissen Feierlichkeit, da er die Fackel hielt, eher die Hand verbrennen, als daß er diese Feierlichkeit gestört hätte. Freilich wohl war diese ganze Tugend Staatsinteresse, war zur Erhaltung der Nazion eben so nothwendig, als in Holland die Tugend, gute Käse, zu Nürnberg — die Tugend, verschiedene Nürnbergerwaaren hervorzubringen. Unsere Staatsverfassung hat andere Bedürfnisse: sie kann sie alle befriedigen, ohne einen einzigen Bogenschütz zu besitzen. Die Grundsätze unserer militärischen Einrichtung, die Stärke unserer Taktil hängt nicht mehr von der Tapferkeit einzelner Menschen ab. Die politisch = militärischen Maximen, wodurch selbst den Anschein der Zaghaftigkeit die Todesstrafe unvermeidlich trifft, erzwingen den Muth, der in der ruhigen Übernehmung der Beschwerlichkeiten des Kriegs und blinder Befolgung des Kommando besteht, und zu weiter nichts, einzelne Fälle ausgenommen, verbunden ist. Und so, wie im Kriege das Glück, oder Unglück einer Nazion nicht von der Tapferkeit einzelner Menschen, sondern von der
Kriegs =

Kriegskunst der Kommandirenden abhängt, so hängt auch im Frieden die Ruhe des Staats nicht von der Tugend der einzelnen Bürger, sondern von der Kunst zu regieren ab. Ueberall findet der Mensch eine ihm vorgezeichnete Bahn: er ist Gesezzen, die heiliger als die Tugend selbst sind, unterworfen: seine Art zu denken sei, welche sie wolle. In dieser Verbindung nützen dem Korporal die Seelenkräfte eines Szipio eben so wenig, als die Kenntnisse eines Lessings dem Kanzellisten bei einem Departement nützen würden. Beide sind ihrem Vorgesetzten mit Herz und Seele unterworfen, und der Kanzellist Lessing würde durch eine Nachgrübeleien dessen, was er zu kopieren hätte, den Lauf der Geschäfte eben so hemmen, oder verwirren, als der Korporal Szipio, wenn er die Schranken seiner Befehle überschreiten wollte. Da nun eine solche Staatsverfassung Wissenschaft und Kunst, Tugend und Tapferkeit sehr leicht zu entbehren glaubt, die Moralisten aber auf diese Worte nicht gänzlich Verzicht thun wollen, und die ehrwürdige Gestalt der Menschheit Ausbildung zu heischen scheint,

so

so ist es eine Untersuchung werth, in wie weit es das Interesse eines solchen Staats erfordert, daß Kunst und Wissenschaft gepflogen werde? Legt dieser Göze aller Gesetzgebung in die Schale der diesfälligen Entscheidung kein hinlängliches Gewicht, so fragt der Politiker nicht weiter darnach, — ob der Mensch (wenn er nur übrigens in die Tugenden seines Systems — paßt,) auf der Stufenleiter der moralischen Ausbildung, — ein Vieh, oder ein Engel sei?

Diese Untersuchung aber selbst gehört nicht in unsere periodische Schrift, die wir jedoch ihres Nutzens wegen, überstiege sie nicht unsere Kräfte, aufnehmen würden. Es wäre, denkt uns, nicht genug, einen Raub an den Apologien der Wissenschaften zu begehen, welche die Sophistereien Rousseaus, und die Preisschriften der berliner Akademie, als sie noch vor wenig Jahren den Nutzen der Aufklärung zu bezweifeln anfieng, beantwortet haben. Man müßte dabei praktischer zu Werke gehen, und auf augenblickliche, unvermeidliche und
be-

beträchtliche Vorthelle mit dem Finger zeigen, welche aus der Kultur der Kunst der Manufakturen, und aus der Pflege der Wissenschaften den übrigen Zweigen des allgemeinen Staatsvorthells erwachsen würden. Man müßte die wirklichen Mängel der schläfrigen Politik, welche hie und da die Blüte eines so fruchtbaren politischen Stammes nicht zu Reife kommen lassen, jedermann anschauen machen, und zugleich die Mittel angeben, diese Mängel, ohne daß sich jedoch die Vollenbung einer so ehrenvollen Unternehmung in lange Jahre hinauszöge, mit wenig Kosten zu heben. Sonst wird der Patriotismus derjenigen, die zur Aufnahme der vernachlässigten Wissenschaften etwas beitragen könnten, durch die Furcht, — sie werden die Aerndte dieses mehr für ihre Nachkömmlinge angebauten Feldes nicht erleben, — gänzlich verzauchen. Wer also in der Beantwortung der aufgeworfenen Frage die Ruhmsucht der Großen für Kunst und Wissenschaft nicht zu interessieren wüßte, würde seinen Endzweck um so gewisser verfehlen, als es außer allem Zweifel ist, daß diejenigen

Groß-

Grossen, die vielleicht das meiste dazu beitragen, oder daran verderben können, Wissenschaften und Künste nur darum für etwas unnützes halten, weil sie selbst ohne dieselbe zu den ersten Ehrenstellen gelangt sind. Wir haben, von der Wichtigkeit dieser Materie hingerissen, ganz den Standort aus dem Gesichte verloren, von welchem wir ausgegangen sind. Wir haben von der Unbrauchbarkeit des Pöbels, in wiefern es der möglichst besseren Erziehung zu Schulden kommt; von der Unbrauchbarkeit des bürgerlichen Standes zum größten Theile reden, und dann unserer allerliebsten Hofmeister und Gouvernantinnen gedenken wollen, denen man es ungeahndet hingehen läßt, daß sie den Adel generationenweis an Leib und Seele zu Grunde richten. Allein, nur Geduld! geborgt ist nicht geschenkt.

Predigten-Kritik.

Noch nie besuchten wir die Predigten des Herrn Foks, ohne mit der größten Zufriedenheit die Kirche verlassen zu haben.

Auch

Auch an dem ersten Tage dieses angehenden Jahres hörten wir ihn nicht ohne minderes Vergnügen, als sonst; fanden, daß wir nicht unrecht hatten, ihn unter die besten Prediger zu zählen, und priesen unsre Brüder glücklich, einen Mann zu besitzen, der mit allen Gaben der geistlichen Beredsamkeit sie von der heiligen Stätte das Wort des Herrn lehre.

Wir wünschten nichts sehnlicher, als daß es uns möglich wäre, die Predigt, welche Herr Fok am Neuenjahrstage hielt, unsern Lesern ganz im Detail mittheilen zu können. Allein theils läßt es der Raum unsrer Blätter nicht zu; theils fürchten wir, daß diese vortrefliche Predigt zu sehr durch unsre Erzählung verlieren würde. Wir wollen also nur überhaupt wiederholen, was Herr Fok seiner Gemeinde an diesem Tage mit eben so vieler Zierlichkeit, als Richtigkeit vortrug.

Das eben verflossene, und das an diesem Tage neuangehende Jahr, als eine neue Laufbahn unsers Lebens, wählte er
zum

zum Stoffe seiner Rede. Er führte seine Zuhörer in das Vergangene zurück; zeigte ihnen, wie viel Ursache sie hätten auszurufen: Der Herr hat Großes in diesem Jahre an mir gethan! Glück, oder Unglück, das sie im selben von der Hand ihres Gottes empfangen, haben ihnen gebieten, an Weisheit und Tugend zuzunehmen, ihr Herz dadurch zu prüfen und zu bessern. Er erinnerte sie an alle Wohlthaten, die sie von der Güte des Ewigen genossen, und ermahnte sie, diesem liebevollen Vater für so viele unverdiente Gnaden den warmsten Dank zu zollen. u. s. w.

Wollen wir mit Vergnügen in die Zukunft sehen, und würdig unsrer Bestimmung entgegen wandeln, so müssen wir dieses Jahr die Wege des Herrn besser gehen, als im verflossenen. Hier ist die Religion die einzige, die beste Wegweiserin. Dieser Tag des angehenden Jahres, muß uns Aufmunterung zum Guten, Trost im Leiden und Unglücke, Erinnerung an die Allgegenwart des Ewigen, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in unserm Vorsatze sein. Dis
täg

tägliche Erfahrung, das Selbstgefühl der schwächlichen Beschaffenheit unsers Körpers, die Tausende, die zu unsrer Rechten und Linken in das Grab der Verwesung hinabstinken, und eine Ermahnung für uns, daß uns die Zukunft ungewis, die Stunde unsers Todes unbekannt ist. Weh uns, wenn wir vor den Richter vorgesfordert werden, ohne seinen Zorn durch wahres Bestreben nach christlicher Vollkommenheit nicht ausgelöscht zu haben! u. s. w.

Die Reihe der Schicksale, die uns dieses Jahr treffen können, sind uns verborgen. Des Herrn Rathschlüsse sind uns dunkel. Er hat einen dichten Schleier darüber gezogen, durch den unsre sterblichen Blicke nicht dringen können. Aber wir wissen, daß alles, was uns treffen wird, von der Hand des weisesten, des gütigsten Vaters kommt, der alles zu unserm Besten geordnet hat; der zwar oft wider unsre Absichten und Wünsche handelt, aber bloß darum, weil es uns gut ist. Der uns liebt, wenn er beglückt, und liebt, wenn er mit Widerwärtigkeiten züchtigt; der uns

uns verwundet, aber auch heilet, der tödtet, aber auch lebendig macht. Dieses Vertrauen auf seine Vorsicht, muß uns über die Ungewisheit der Zukunft trösten, Muth in Leiden und Gefahren, Mäßigkeit im Glük und Freude einflößen. u. s. w.

Der Ruf des Christen ist der Ruf zur Vollkommenheit; nach dieser müssen wir streben, wenn wir Ruhe des Herzens, Zufriedenheit der Seele in diesem angehenden Jahre genießen wollen. Die christliche Vollkommenheit besteht darin, das zu sein, was wir, als Christen, als Bürger der Welt und des Staates sein sollen. Um diese zu erreichen, müssen wir alle unsre Pflichten erfüllen, müssen sie auf das genaueste erfüllen.

Dazu ist Beständigkeit erforderlich. Wir haben Lieblingsneigungen, Temperamentsfehler. Diese, wenn wir nicht eine stets wachsame Sorgfalt auf uns haben, werden uns oft irre führen, werden uns von dem grossen Ziele unsrer Bestimmung entfernen, Wie wenig Ursache haben wir
mit

mit uns zufrieden zu sein. Haben wir oft in manchen Versuchungen gesiegt, so waren wir doch öfters die Ueberwundenen; haben wir manche Gelegenheit zum Guten genützt, und vielleicht auch diese nicht einmal so genützt wie wir sollten; wie viele haben wir dagegen unbenützt vorbeigehen lassen? Wir müssen also nicht auf das, was hinter uns ist, sehen; sondern was vor uns ist. Nicht wie weit wir schon gekommen sind, sondern was wir noch zu erreichen haben, u. s. w.

Wir müssen noch einmal bedauern, von dieser guten Predigt nichts, als einen unvollkommenen Auszug, unsern Lesern mittheilen zu können; von dieser Predigt, die so sehr verdient, im Ganzen gekannt zu werden. Konnte wohl ein besserer Stof an diesem Tage gewählt werden, als den Herr Got wählte? Ein Stof, der mehr auf die Herzen der Zuhörer wirket, als der, welcher ihnen, die empfangenen Wohlthaten des verflossenen Jahres zurükrief, sie belehrte, wie sie das genossene Glück, das überstandene Unglück zur Vermehrung der Weisheit und

Jugend benützen sollten? Wo sie gelehret wurden, wie sie die neuangetretene Laufbahn ihres Lebens zu wandeln haben, um sich ihrer grossen Bestimmung würdig zu machen? Wir wollen zum Lobe des Herrn Hofs nichts weiter sagen, als daß er diesen Stof so bearbeitet hat, wie man es von einem guten Prediger nur immer erwarten kann. Jeder Gedanke war durchgedacht und ausgeführt. Sein Vortrag zierlich und faßlich. Er fühlte, was er seinen Zuhörern sagte, und machte eben dadurch Eindruck auf ihre Herzen. Es wäre zu wünschen, daß Wien mehrere solche Prediger hätte.

VI.

Auferbauliche Christenlehre eines Pfarrers.

Wenn Beispiele für die Jugend belehrend sind, so muß es gewis dasjenige sein, welches ein gewisser Pfarrer in einer gewissen Stadt den Kinde. i giebt, die sich in der Kirche versammeln, um von ihm in den Lehren der Religion unterrichtet zu werden.

Dieser hochwürdige Herr hat die unwürdige Gewohnheit, Begeisterung aus vollen Gläsern zu schöpfen, und erscheinet dann in der Kirche mit beleuchtetem Gesichte, und funkelnden Augen, um der Jugend die Lehren der Mäßigkeit nach dem Evangelium zu predigen. Sein Aussehen, sein Gang, sein Betragen giebt auch seinen Lehren einen besondern Nachdruck, besonders wenn er von der Enthaltbarkeit und Nüchternheit spricht. Die Kinder drängen sich an ihn von allen Seiten, lachen und treiben nichts als Unfug, und Muthwillen.

Dies schrieb uns ein Vater zu, mit der Bitte, es in unsre Schrift einzurücken.
 „Ich weiß (schrieb er unter andern,) daß die Verordnung, die Kinder in die Christenlehre zu schicken, weise und nützlich ist; aber wenn die Kinder, anstatt die Lehren der Religion zu hören, durch das so unwürdige Betragen desjenigen, der sie darin unterrichten soll, nur zu allem Muthwillen verleitet werden, und ein so schlechtes Beispiel der Mäßigkeit an dem Diener Gottes sehen, welchen Nutzen können sie daraus schö-

schöpfen, und müssen die Eltern zuletzt sich nicht ein Bedenken machen, ihre Kinder dahin zu schicken? u. s. w.“ Wir können diesem Vater nicht unrecht geben, und behauern nur, daß er uns weder den Ort, noch den Namen dieses unwürdigen Pfarrers genannt hat, um ihn durch die Bekanntmachung desselben öffentlich zu züchtigen; denn wer verdient wohl mehr eine öffentliche Züchtigung, als derjenige, welcher öffentlich der Jugend Aergerniß durch sein Beispiel giebt, die er durch selbes belehren und auferbauen sollte. Indessen wünschen wir, daß die Obervorsteher im Weinberge des Herrn mehr Aufsicht auf ihre untergeordnete Mitarbeiter hätten, damit durch selbe nicht so viele junge Sproßlinge für den Herrn verloren giengen.

IV.

Uiber die Mette.

Mit manchen schon abgestellten Mißbräuchen glauben wir, daß die Mette oder die Mitternachtsmesse am Christabende füglich am ersten hätte abgeschafft werden

sollen. Es ist wahr, die Stille der Nacht, die Ruhe, in der die ganze Natur vergraben liegt, das Feierliche des beleuchteten Tempels des Herrn ergreifen die Seele mit einem heiligen Schauer; sie fühlt sich über diese Sphäre zu dem Ewigen erhoben, und waltet in brünstiger Andacht zu seinem Throne auf. Heilige Empfindungen durchglühen sie, und sie wird fähiger, sich ungestört geistigen Betrachtungen zu überlassen, da alle Gegenstände, welche durch die Sinne so sie zerstreuen könnten, mit dem schwarzen Flor der Nacht verhüllt liegen. Aber wer fühlt das? Wer ist solcher Empfindungen fähig? Gewis diejenigen nicht, die in dieser Nacht haufenweise den Kirchen zuweilen. Schon die Beschäftigungen, mit welchen sich die Meisten bis zur gesetzten Stunde abgeben, sind ein Beweis, daß vielleicht unter den Tausenden kaum einer ist, der die Feierlichkeit der nächtlichen Andacht zu fühlen im Stande ist. Spielen, Trinken, andere auf diesen Tag noch weniger schickliche Vergnügungen sind es, mit denen man sich zur Mette vorbereitet. Siebt die Glocke das Zeichen zur Versammlung

lung, so eilt man vom Spiel- oder Schenke weg zur Kirche. Ist es dann wohl möglich, daß die Seele, noch ganz mit den kaum verlassenen Gegenständen beschäftigt, der mindesten feierlichen Empfindung fähig ist? Kann sie sich so geschwind von den Zerstreuungen, in welchen sie war, sammeln, um sich mit ganzer ungetheilte Aufmerksamkeit der Andacht zu weihen? Gewis nicht. Es ist also nicht die Andacht — einige alte Mütterchen ausgenommen, — welche die Menschen in der Kirche versammelt. Es sind andere Gegenstände, die sie dahin ziehen.

Man glaubte den dabei vorgefallenen Mißbräuchen abgeholfen zu haben, da man die Vorstellungen der Geburt Christi, die in den Kirchen in Form eines Marionetten Theaters errichtet waren, abschaffte. Da man die Hirtenstückchen auf den Chören verstummen machte; aber man irrte sich. In den Städten war dies nie, oder sehr selten der Reiz, welcher die Leute in die Kirchen zog. Auf dem Lande war er es freilich wohl eine der hauptsächlichsten Ursachen

sa

sachen; aber da existiren, Dank sei es den Hrn. Pfarrern, noch an den meisten Dörtern diese Verzierungen. In grossen Städten ist die Freiheit, welche durch die Dunkelheit der Nacht begünstiget wird, die die jungen Leute in den Tempel des Herrn locket. Es ist die schicklichste Gelegenheit, die manche finden, von strengen Aufsehern unbeobachtet, zusammen kommen zu können. Es ist ein Bestimmungsort, den man bei Tag nirgends so bequem gefunden hätte, da man des wenigen Lichtes wegen, das in vielen Kirchen die finstern Schatten der Nacht kaum mit einigen matten Strahlen erleuchtet, selbst an dem Gott geheiligten Orte unbemerkt sich sehen, sprechen, und — seine andern geheimen Unterhandlungen sicher schlichten kann.

Aufmerksame Beobachter werden dies, und vielleicht noch was mehreres, das wir mit Stillschweigen, aus Furcht fromme Seelen zu ärgern, übergehen wollen, selbst bemerkt haben. Wie manches Mädchen, das vor der Kette unter die Zahl der klugen Jungfrauen gehörte, läuft Gefahr, ihre

Lampe auszulöschen. Wie oft finden die Verführer des schönen Geschlechtes die beste Gelegenheit, die Wachsamkeit der Eltern zu hintergehen, um ihren Töchtern einen Schatz zu rauben, der ihr einziger Reichtum war, und durch den sie allein noch einiges Glück in der Welt hoffen konnten? Wir wollen diese Fragen nicht weiter treiben. Sie könnten uns weiter führen, als es uns erlaubt ist, öffentlich zu fragen.

Und wie viel Unfug wird nicht erst auf dem Lande in dieser Nacht getrieben? Kaum sind die Kirchen leer, so sind alle Wirthshäuser voll. Wir haben es gesehen, was da geschieht, wollen aber den Vorhang darüber ziehen. Zu wünschen wäre es, daß dieser Mißbrauch der Nachtmesse abgeschafft würde. Der Andacht entginge gewis nichts, sie gewänne noch dabei.

Da wir einmal von der Mette reden; so müssen wir auch der verschiedenen Gebräuche gedenken, die noch an vielen katholischen Orten üblich sind. In vielen

Gez

Gegen den Teutschlands hat man noch die Gewohnheit in dieser Nacht ein ganzes Singspiel in den Kirchen aufzuführen. Es treten Aktors auf, die Maria, Joseph und die andern dazugehörigen Personen vorstellen. Was da vor Unsinn in den Liedern herrscht, ist kaum zu glauben. Hätten wir es nicht selbst mit angehört, so würden wir dafür halten, Herr Mercier habe auf Kosten der Wahrheit seinem Lande einen Mißbrauch, dessen Möglichkeit kaum begreiflich ist, zumuthen wollen, da er es in seinem Gemälde von Paris betheuerte, bei einer ähnlichen Gelegenheit auf einem unweit von dieser Hauptstadt gelegenen Orte ein Lied gehört zu haben, das er den Lesern mittheilte, um zu urtheilen, wie witzig, und auch andächtig das ganze Singspiel gewesen sei. Stehe Tableau de Paris Tom. VI.

Ueber die besten Mittel zur Verhinderung des Kindermords, aus den Ephemeriden der Menschheit gezogen, und mit unsern Anmerkungen begleitet.

Ohne desjenigen zu erwähnen, was der Verfasser dieser Abhandlung über die Ver-

Verhinderung des Kindermordes vom Anfange derselben anführet, wollen wir nun gleich zu seinen Mitteln schreiten, die er, als die besten, vorschlägt, und unsre Meinung darüber hie und da beifügen.

Nachdem der Verfasser, was allgemein bekannt ist, sagte, daß keine Mittel ohne Landesfürstliche Unterstützung zur Verhütung des Kindermordes hinlänglich sein werden, so schritt er zur Untersuchung der aufgeworfenen Frage. Um diese zu beantworten sei es nöthig, die Quellen zu untersuchen, woraus der Kindermord entspringt, oder worin die Ursachen und Veranlassungen und zwar nicht nur die nächsten, sondern auch die entferntesten Ursachen dessen liegen?

Die nächsten Ursachen, welche den Kindermord veranlassen, sind, Mangel und äusserste Dürftigkeit der Mutter; grosse Geld- oder gar schimpfliche Strafe und lebenswierige Verlust der Ehre. Die entferntesten Ursachen beruhen auf dem Triebe zur Fortpflanzung, der um so mehr zu
An-

Ausschweifung verleitet, weil die eheliche Verbindung im Durchschnitt noch zu sehr erschwert wird.

Aus den Inquisitionsakten der Kindermörderinnen ergiebt sich, daß meistens nur arme Mädchen, Diensthöthen u. s. w. durch den drückenden Mangel dazu gebracht wurden. Sie trieben entweder die Frucht ab, oder ermordeten das Kind als es kaum das Tageslicht erblickte. Der Verfasser hat Recht. Es ist gewis, daß ein solches bei den ersten sich äussernden Kennzeichen der Schwangerschaft aus dem Hause gejagtes unbehilfliches Mädchen die Verzweiflung ergreifen muß. Schon in den ersten Monaten wird es von dem äußersten Mangel der unentbehrlichen Bedürfnisse gedrückt. Sie findet kaum ein Obdach, wird alle Tage schwächer, sich etwas zu verdienen, und die Aussicht in die Zukunft ist noch schrecklicher, als der Druck ihrer gegenwärtigen Lage. Sie hat nicht so viel, um jetzt allein ihren Hunger zu stillen, wie dann erst, wenn die Pflege ihres Kindes ihr neue Pflichten aufbürdet.

Die

Die Mishandlung derjenigen, die sie fortgetrieben haben, kann ihr doch nicht den tröstlichen Gedanken einflößen, daß sich andre ihr erbarmen werden? Sie wird Mutter! Sieht das unschuldige Geschöpf an einer vor Elend versiegten Brust hangen, und sein Wimmern durchbort ihr Herz. Was ist natürlicher, als an Mord zu denken, wenn alle Hoffnung, das Kind erhalten zu können, und sich selbst zu retten, von ihrer zerrissenen Seele schwindet? Diese Verzweiflung befördert und verstärket oft die Hinsicht auf sich selbst, ohne Kind noch für ein lebiges Mädchen zu gelten, so an den Mann zu kommen, oder einen Dienst zu finden u. d. gl.

Diese nicht ganz unwichtigen, aus der Natur der Sache gezogenen, und die Verzweiflung der Kindermörderinnen veranlassenden Ursachen hätte der Verfasser besser auseinandersezzen, seinen Vorschlägen, diesem Uebel zu steuern, vorausschicken sollen. Er will, daß man den gefallenen Mädchen schleunigst zu Hilfe komme,
und

und in dieser Absicht Hebammenhäuser zu ihrer Bequemlichkeit errichte.

Dieses Mittel ist wirklich eines von den besten, aber doch nicht von den neuesten, welches der Verfasser dieser Abhandlung vorschlägt. Ihre Stiftung ist wegen der grossen Unkosten nicht überall leicht möglich, und wenn sie doch errichtet sind, so verdirbt oft, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, ihre schlechte Verwaltung die guten Absichten. Es müßten alle Weitläufigkeiten vermieden werden, die in manchen Orten Deutschlands, wo dergleichen Einrichtungen sind, die Aufnahme in solche Häuser erschweren. Man muß z. B. keine Attestaten von der Armuth eines solchen Mädchens fordern, noch vielweniger in Häuser, die bloß für die Niederkunft armer Verunglückten sind, andere für Bezahlung zulassen. Welches Mädchen, das nur einigermaßen Gefühl für Ehre hat, wird gerne zum Scholz, Richter, Schösser, Wolgt, oder wie all die ortsobrigkeitlichen Personen heißen, hingehen, ihre Schande entdecken, und um das Zeugniß ihrer Armuth

blet

Bitten? das Gefühl, sie habe gefehlt, wird sie immer einige harte Vorwürfe, einige bittere Verweise fürchten lassen. Diese Furcht wird sie zurückschrecken, sie wird sich scheuen, ihren Fall zu gestehen. Nur solche, die alle Schamhaftigkeit verloren, werden mit dreister Stirne ein solches Zeugniß begehren. Die andern werden lieber so lange in Dürftigkeit schmachten, bis Verzweiflung sie zum Kindermord verleitet. Sollte die Menschenfreundlichkeit dieser Stiftungen nicht alles verhindern, was die Unglücklichen erröthen machen könnte? Auch das schreckt ein solches gefallenes Mädchen zurück, wenn sie hört, daß für die Niederkunft auch in solchen Häusern gezahlt werden müsse. Freilich betrifft dies nur diejenigen, welche Vermögen haben. Aber kennt ein solches Mädchen oft die ganze Verfassung solcher Häuser? Und wenn sie zufälliger Weise erfährt, daß man darin bisweilen die Menschenliebe erkaufen müsse, und daß dem Staate das Kind, das sie ihm bringt, nicht die sechswochner Unkosten werth sei, wird dieser Gedanke sie nicht von dem Thore dieser menschenfreundlichen Anstalt

stalt zurückschrecken? Häuser, wo man für Bezahlung gefallene Mädchen zur Rettung ihrer Ehre aufnimmt, müßten von den für Arme gewidmeten Häusern ganz abgesondert sein. Die Letztern könnten den Aufschuß zur Übung dienen, und vielleicht wäre das auch noch mehr Aufmunterung für diese Unglücklichen, sich um so leichter darin zu melden, wenn jeder praktizirende Arzt, der das Kind von ihr holet, verbunden wäre, der Mutter ein Geschenk zu machen, wie wir es so in Göttingen eingerichtet gefunden haben. Wie, wenn der Fürst jedem Mädchen noch nebstdem eine kleine Belohnung aussetzte? — Ob dieses nützlich oder schädlich wäre, hätte allenfalls die Moral mit der Politik eine Session darüber zu halten.

Eine nicht weniger wichtige Ursache des Kindermords ist die Schande, welche mit einem solchen Falle lebenswierig verbunden ist. Ein Mädchen, das im Tausmel der Leidenschaft nachzurechnen vergießt, wie viel Verachtung ein glücklicher Augenblick bringe, ist besonders auf dem Lande
und

und in kleinen Städtchen auf ewig verloren. Sie wird als entehrt angesehen. Man zeigt mit Fingern auf sie, und vermeidet ihren Umgang. Ob diese Mißhandlung billig, und ihre Quelle nicht ein verabscheuungswerthes Vorurtheil sei, bedarf keiner Untersuchung; eben so wenig, als es nöthig hat, bestimmt zu werden, daß dieses Vorurtheil nicht zu denjenigen gehöre, die dem Staate: wie z. B. die Unhänglichkeit an Amuletten u. s. w. gleichgültig sein dürfen.

Der Trunkenbold verkauft nicht seine Ehre. Er darf ohne zu erröthen, unter die Menschen treten, und doch ist das kein kleineres Laster. Oder liegt etwa ein heftigerer Trieb in uns, durch bizzige Getränke unsre Sinnen, als durch die Liebe unser Herz zu berauschen?

Die Justiz, welche in Criminaluntersuchungen nach allen Umständen hascht, wodurch die Verbrechen schwerer oder geringer werden, sollte längst aus der Geschichte belehrt worden sein, daß keine Neigung
hes-

heftiger, kein Reiz unwiderstehlicher sei, als jener der Fehltritte, von denen hier die Rede ist, hervorbringt. Je weniger die Vernunftgründe und die Furcht vor Strafgesetzen diese Fehltritte ganz verhindern können, desto weniger sind die Vergeltungen dieser Art sträflich. Alle Kirchensbussen, Kessige, faule Äpfel, stinkende Eier, Strohkrönen, Staubbesen u. s. w. haben nicht bewirken können, daß nicht wieder in kurzer Zeit, einem Mädchen die Schnürbrust enger wurde. Dieses hätte längst durch menschenfreundliche Gesetze dem Vorurtheil zu steuern die Regenten bewegen sollen, dem Beispiele des schwedischen Monarchen zu folgen.

Welchen Einfluß dieses Vorurtheil auf den Kindermord habe, kann jeder leicht begreifen. Wer die Ehre schätzt, ihren Werth kennt, und nun mit einmal sich in der Gefahr sieht, selbe auf immer zu verlieren, ist zu allem fähig. Kann das ehrliebende Mädchen, welches im Braus der Leidenschaft vergaß, daß die Menschen das Weib, das außer der Ehe

Die Mutter wird, mit ewiger Schande gebrandmarkt haben, kann es den Gedanken ertragen: du trägst das Zeichen deiner Entehrung unter deinem Herzen? Soll es nicht auf allerhand Mittel sinnen, dasselbe zu unterdrücken, noch eh es diese Welt betritt; oder wenn sie es nicht mehr kann, später auf was immer für eine Art den Augen der Welt auf immer zu entziehen? Dieß ist besonders bei bemitteltesten Personen sehr oft der Fall. Dieses Vorurtheil desto leichter auszureißen, müssen Gesetze der Philosophie vorausgehen, die ersteren zwingen sie philosophisch ohne Überzeugung zu handeln, die letztern, sie über diesen Zwang nach und nach zu beruhigen. Denn dies ist das Vorrecht der Vernunft, weil sie es nur dann ausüben kann, wenn sie ohne Zwang ihre Stimme erheben, und jedem ungescheut seine Thorheiten und Fehler, wie in einem Spiegel, vorhalten darf, ohne Rücksicht auf die Person nehmen zu müssen. Nicht immer wirken die Beispiele der Fürsten auf ihre Unterthanen. Verweise hievon liegen vor unsern Augen. Der Fürst mag Verdienste

immerhin ehren, der dumme Adel wird nichts desto weniger überall sie mit Verachtung ansehen. Die Vernunft allein kann diese Vorurtheile zerstreuen, und zwar durch die Erziehung.

Eben so sind viele obrigkeitliche und kirchliche Strafen, oder solche, die mit einer öffentlichen Schande verknüpft sind, wie z. B. die Kirchenbussen eine grosse Veranlassung zum Kindermord. Dieser schändliche Gebrauch, ein solches unglückliches Mädchen zu strafen, herrscht besonders noch in Niedersachsen, wo sie an einigen Orten mit 12 Louisd'or, die Brüche (wie man sagt) bezahlen muß. Auch in Mähren fanden wir vor einigen Jahren diese Gewohnheit. Jedes Mädchen, das ausser der Ehe Mutter ward, mußte die Haube*) vom

*) In Böhmen und Mähren gehen die Mädchen mit bloßem Kopfe, zum Zeichnen ihrer — Jungferschaft. Die Welcher verbergen alle ihre Haare unter einer Haube; in Mähren aber unter eine

vom Pfarrer freiwillig lösen. That sie es nicht, so wurde sie gestraft. Ob diese Gewohnheit noch herrscht, wissen wir nicht.

Diese Strafen können nur zwei Wirkungen hervorbringen. Entweder sie reißen das Mädchen zur Verzweiflung; oder sie ersticken alle Funken von Ehre und Schaam. Daß man auf ihre Abschaffung dringen; daß man allen weltlichen und geistlichen Obrigkeiten verbieten, ja bei Strafe der Absetzung verbieten sollte, unter was immer vor einem Vorwande von solchen Personen Geld zu nehmen, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden.

Wir wollen jetzt einige Mittel prüfen, die der Verfasser dieser Abhandlung vorschlägt, welche uns aber nicht die anwendbarsten zu sein scheinen.

C 2

Der

eine gewisse Art, die hinten wie ein Teller gerundet ist. Die gefallenem Mädchen aber müssen lebenslänglich eine dreitheilige Haube tragen, die sie jedermann als eine H^{te} bezeichnet,

Der Beischlaf (sagt er) müßte von der ehelichen Verbindung nicht getrennet werden, und so angenommen werden, daß derjenige, welcher einem Mädchen beischläft, sich dadurch mit ihr unausslößlich verbinde, und gezwungen würde, sie für seine rechtmäßige Frau zu erkennen. Dieses ließe sich mit den Kirchenzeremonien recht gut vergleichen, weil erst der Beischlaf die Verbindung schlosse. Dafür sind Beweise aus der heil. Schrift. 2 Mos. 22. 16.

Dieses Mittel scheint uns vielen Schwierigkeiten unterworfen; besonders, da der Verfasser verlangt, daß das Fräulein sowohl, das sich mit ihrem Kutscher oder Bedienten vergeht, als der Graf, der einem Bürgermädchen beiwohnt, gezwungen werden müßten, einander zu eheligen.

Welche Unordnung würde daraus in der Gesellschaft, die, besonders in einem monarchischem Staate, einen gewissen Unterschied der Stände nothwendig macht,

macht, entstehen? Und wie manches Mädchen könnte sich dieses Kunstgriffes bedienen, um das Weib eines reichen Mannes zu werden, und daß sie sich dessen wirklich bedient haben, brauchen nur die Konsistorialakten mit Aufmerksamkeit nachgesehen zu werden. Nicht zu gedenken der Unruhen, die aus solchen gezwungenen Ehen erwachsen würden. Auch ist dieß gewis eine zu harte Forderung, die er macht, daß man zwischen solchen keine Ehescheidung gestatten solle; weil diese Ehe, wären sie unglücklich darin, ihnen einigermaßen zur Strafe dienen sollte. Dadurch könnte wohl freilich dem Kindermorde vorgebeugt werden; aber die Eheleute brächten sich selbst untereinander um. Bei Adelichen, glaubte der Verfasser, könnte allenfals eine Trauung von der linken Hand statt haben; aber nur wenn die Geschändete darein willigte. Wird es da nicht mehr Weiber von der linken, als von der rechten Hand geben?

Wollte die Geschändete sich nicht mit ihm trauen lassen, so müßte zwischen ihr

und ihrem Verführer ein Vergleich gemacht werden, der sie und ihr Kind lebenslänglich vor Mangel schützte. Dieses ist gewissermassen billig.

Wollte der Schänder sie nicht als sein Weib, und das Kind als sein rechtmäßiges erkennen, so sollte er aller Ehren und Würden verlustig, zu allen Aemtern und Staatsbedienungen unfähig erklärt, seines Vermögens entsezt, und sie, als seine Wittwe in den Besitz desselben eingesetzt werden. Das wäre ein bißchen zu hart. Der Verfasser scheint, während dem er die Mädchen nicht in Verzweiflung bringen will, alle übrige Menschen in Verzweiflung lassen zu wollen. Wo sollte der Staat am Ende seine Individuen zu Staatsbedienungen hernehmen?

Diesem wohlmeinenden Vorschlag antwortet er alle Mannspersonen ohne Unterschied der Stände, und des Vermögens, reich oder arm; besonders aber die Ehemänner, welche er ohne Gnade und Barmherzigkeit aller Ehren und Würden entsezt.

seht. Sollte über diesen Vorschlag in irgend einer Rathsversammlung deliberirt und votirt werden, so würde derselbe, wenn jeder Rathsmann seine Hand aufs Herz legte, wenigstens nicht per vota majora angenommen werden.

Seine entfernteren Ursachen des Kindermords, und die Mittel wider dieselben sind annehmlicher. Erstens die Erleichterung des Ehestandes durch Aufhebung aller Unkosten, wodurch alle unbemittelte Personen davon abgeschreckt werden können; z. B. die Gebühr für den Pfarrer, die Heiraths- und Kopfsteuer u. s. w., was zwar in Oesterreich aufgehoben ist. Die Einschränkung des Prachts im Mittel stande, wodurch die Erhaltung einer Frau unendlich erschweret wird. Dieses letztere ist grossen Schwierigkeiten unterworfen, aber bei weitem nicht so grossen, als die Verminderung der Hagestolze, die er gleichfalls als ein entferntes Mittel anführt.

K. K. Nationaltheater.

Am 20. Decemb. Il Barbieri di Seviglia.

— 21. — der taube Liebhaber; und Ariadne auf Naxos. Mdelle Jeanette Baumann spielte die Ariadne, und hatte noch immer bei dieser Nachlese soviel Beifall gefunden, daß sie mit ihrem Debüt zufrieden sein kann. Man muß wissen, daß hier diese Rolle die besten Schauspielerinnen Deutschlands bereits erschöpft haben. —

— 22 und 23. Dec. Musikalische Akademie zum Vortheil der Tonkünstler = Gesellschaft.

— 24 — Il ricco d'un Giorno.

— 25 — Normata.

— 26 — So muß man die Füchse fangen.

— 27 — Il ricco d'un Giorno.

— 28 — Irrthum auf allen Eten. Lustsp.

— 29 — Fra il due litiganti il terzo, gode

— 30 — Erwlene v. Steinheim, Trauerspiel v. Herr Blumauer.

— 31 — Gianninae Bernadone.

— 1 — Das Blatt hat sich gewendet, ein Lustsp. in 5. Aufz. aus dem Englischen des H. Kumberland von H. Schrödet.

Nach

Nach dem Theatral-Verzeichniß des National-Hoftheater = Coufleurs H. Münzenbergers sind von einer Gesellschaft Hof-schauspieler, bestehend — aus 19 Manns- und 14 Frauenspersonen, das ganze Jahr hindurch 24 neue Stücke gegeben worden. Die kleinen Frazzen mitgerechnet, welche nur kaum die Hälfte der fürs Theater bestimmten Zeit ausfüllte. Folglich können höchstens 18 vollständige Komödien angenommen werden, davon 2 H. Stephanie der Jüngere, und 8 Herr Schröder verfaßt haben. Von den übrigen Stücken, welche man angenommen hat, machte keines ein sonderliches Glück, und Weit v. Etolingen ward sogar, wie wir bereits erwähnten, ausgepiffen. Wie viel Glück die verworfenen Stücke gemacht haben würden, kann izt leicht bestimmt werden. So viel ist gewiß, daß der Fremde, wiewohl die Preise im Kärntenethortheater um ein Dreiviertel geringer sind, und zum Zweitemal an einem Operatag gegeben wurde, dem Verfasser 558 Fl. einbrachte. Auf dem Nationaltheater, wo das Stück allensfalls sowohl durch die Dekorationen als durch

durch das Spiel der Akte urs hätte herausgehoben werden können, würde es wohl noch mehr getragen haben. Unter den 24 neuen Stücken ist kein einziges, welches sich beträchtlicher Vorzüge vor dem Fremden rühmen könnte. Auch würden die, außer der Theaterfabrik zum Vorschein gekommenen dramatischen Krüppel kein Spektakel auf dem Naz. Th. gemacht haben, wenn H. Jünger von H. Sch**u nicht wäre protegirt, und Gotters Ruhm in die Wagschale des richtenden Ausschusler = Areopags gelegt worden. Wenn ja auf diesem Wege die deutsche Thalia in Wien bald zum Grabe glenge, — (von geschäftigten Wenigthuern abgeschlachtet,) so verlore das Publikum des Jahrs nur 18 vollständige neue Komödien, — davon die Hälfte eble, sieche, schmutzige, die feinem Sitten sogar hie und da verletzende Frazzen und die andere Hälfte unverdaute, im Anfall von Geld aus den Ärmeln vor der Zeit gehüttelte Beutelthiere von Dramen sind, die alten Theaterkenner, alle Dramaturgen, alle Theaterfreunde die sich nur eines nicht ganz und gar verdorbenen Geschmacks rühmen dürfen, beeltdigen.

beleidigen. Wie? Ist es möglich, daß dem Theaterareopag das ganze Jahr hindurch nicht ein einziges Stük sollte zugeschikt worden sein, welches auf der Kapelle der gesunden Vernunft besser bestanden wäre? Wenn 10 Stüke beim Theater selbst verfaßt, 3 durch Protektion von H. Jüngern angenommen werden, und eines ihnen von dem Ruhme Gotters aufgedrungen wird, so bleiben freilich das ganze Jahr hindurch nur 4 Abende übrig, um Dichter Talente zu unterstützen. Die Schauspieler müßten denn fleißiger studiren, und dies zu verlangen, wäre eine Grausamkeit, welche niemand verantworten könnte. Auf diese Art wird nie ein Talent unterstützt, nie die saure Mühe eines Mannes von Fähigkeit belohnt, nie die Gnade des Monarchen zum Vortheil der dramatischen Poesie benützt, nie das Publikum mit besseren Stücken bekannt werden, die entweder im Pulke der Autoren verschlossen bleiben, oder in den ersten Reimen durch folgende Gedanken: deine Mühe würde ja ohnehin fruchtlos sein! was die Komödianten aufführen wollen,

wollen, das schreiben sie sich selbst! sogleich
erfüllt werden.

Diese Reflexionen sollen die Unpartei-
lichkeit und Bequemlichkeit des Ausschusses
auf keine Art ins verdächtige Licht setzen,
oder den lächerlichen Endzweck haben, die
Herrn zu überreden, ihrem Interesse auf eine
heldenmüthige Weise zu entsagen. Jeder
kluge Mensch auf dieser Welt macht sich
Zeit und Gelegenheit zu Nütze. Er schmie-
det das Eisen so lang's warm ist: und wer
sich des Jahrs hindurch zu seinem gewöhn-
lich Salare 4000 Fl. zudichten könnte,
den müßte man mit sehr starken Gründen
angreifen, um ihn zu überzeugen, daß er
schlecht dichte! Nein, so eine hinreißende
Beredsamkeit trauen wir uns nicht zu; und
wollen durch diese Deklamation nur den
auwärtigen Dichtern, welche sich von der
Unterstützung der Poesie an dem hiesigen
Kaz. Theater goldene Berge versprechen,
begreiflich machen, daß es unmöglich sei,
Willen und Pulver dort mit Ehren los zu
werden, wo alle Rathsherrn pure Quaks-
alber sind.

Das

Das Lustspiel des H. Cumberland von H. Schröder ins Deutsche übersetzt, trägt alle dramatische Rationalfehler an der Stirne. Der Herr Bearbeiter desselben, Schröder, würde sehr wohl gethan haben, wenn er sie zum Theile hätte vertilgen, oder verbessern wollen. Das Stück ist mit Handlung und Umständen ganz überladen. Es ereignen sich da Dinge, zu deren natürlichen Entwiklung wenigstens drei Bände von eben soviel Alphabeten erforderlich wären. Ein junger Mensch, der nichts hatte, dem sein Bruder gänzlich vom Glücke und rechtmässigen Ansprüchen verdrängte, gieng zu Schiffe, und fand seinen Onkel, einen Schiffskapitain, welcher sich viele Reichthümer gesammelt hatte, und den Neffen mit 40000 Thalern gewonnenes Geld in die Arme eines Mädchens zurücksührt, welches er bereits verheurathet glaubte. Allein dieses Mädchen blieb ihrem Geliebten, trotz aller Ungemächlichkeiten und Listesansfällen—welche Unwahrscheinlichkeit! — 3 Jahre hindurch getreu. Sie hatte einen Vater, der unter der Vorherrschaft ihrer Stiefmutter seufzte. Diese wollte ihr den Bruder ihres Geliebten aufhalten, der bereits verheurathet war, und von Gewissensbissen gequält, moralische Sentenzen in allen Szenen spielte, ohne deßhalb besser werden zu wollen. Man wußte nichts von seiner Heurath. Das ist natürlich, da er sich

sich nichts davon merken ließ. Das Schiff, welches seinen Nebenbuhler, und seinen Bruder in einer Person mitbrachte, brachte auch seine Frau, die ihrem Schwager durchaus nicht beichten wollte, und die, nachdem sie sich einem Mädchen anvertraute, noch immer verkappt blieb, ohne daß man die Ursache der Verwicklung begreift. Sie sagte Sophien, (der schönen Betreuen) daß sie schon verheurathet sei, und nennet den Namen ihres Gemahls. Sophie glaubt dies sei ihr Bräutigam, ihr geliebter Bräutigam, und erkundigt sich nicht weiter nach den Umständen dieser Unglücklichen, sondern setzt den armen Narren unschuldiger Weise in Verzweiflung. Der Zuschauer weiß es im voraus, was aus der Sache werden muß, bekümmert sich nicht weiter darum. Sophiens Vater hat einen ganz besondern Charakter. Er ist dem guten Manne (gleichfalls aus dem Englischen übersezt) nicht unähnlich. Der gute Mann wird mit einem reichen Frauenzimmer bekannt, welches einen geduldigen Gatten haben will, um recht frei leben zu können. Er sollte ihr Sklave, und die Maske ihrer Ausschweifung werden. Der gute Mann spielt den Sanften. Verstellt sich wie der Papst Sixtus, und, als er sich durch diese Verstellung ihrer Hand bemächtigt hatte, nimmt er den wahren Charakter eines Biedermannes an, vor dem die Frau zu zittern, und

den

den sie zugleich hochzuschätzen anfängt. Hier ist moralischer Endzweck, Plan und Natur. Allein der feige, zitternde, abgeschmackte Poltron des Cumberland, der seiner Frau nicht im geringsten zu widersprechen wagt, der nicht verstellter weise, sondern wirklich ihren Winken nachlebt, — verwandelt sich plötzlich in einen stürmischen Donquixotte, und macht den faden Anfang des Lustspiels in der Katastrophe, zur vollständigen Farce. Er will sich mit jedermann schlagen, da er zuvor selbst vor einem rauhen Ton zitterte. Freilich bleibt er noch immer feigherzig, freilich sieht man es H. Schröder noch immer an, daß er nicht dasjenige sey, wofür er sich ausgiebt! aber — eben deshalb ist es unbegreiflich, wie er Muth genug hat, den starken Anfällen seines Weibes zu widerstehen? — Komische Situationen; — Ausdrücke, die auf der englischen Bühne Gang und Gabe sind, und auf der französischen als zu sehr gewagt, ausgezischt wurden, denn ein vortreffliches Spiel des H. Schröder, H. Brokmanns des Schiffkapitäns, Ms. Jaquette der Sophien u. u. bezaubern den Zuschauer so sehr, daß er erst dann, wenn er zu Hause etwas ruhiger dem Stücke nachdenkt, über die Niedrigkeiten erröthet, die er entweder beklatscht hat, oder ihm doch nicht sogleich aufgefallen sind.

Literatur.

Unter den heurigen Almanachen und Neujahrsgechenken fällt der Titel: Ein Neujahrsgechenk für die Herrn Wiener-authoren von einem Schwaben, besonders auf. Es ist um 15 kr. bei H. Weimar, und unter den Tuchlauben im Seizerhose zu haben. Es wäre zu wünschen, daß dieser schnatistische Einfall andernst ausgeführt erschnenen wäre. Wir werden mit 40 Authoren auf 20 Blättern so ziemlich bekannt, und wo der epigramatische Witz dem Dichter dieses Büchelchens ausgegangen war, da hätten uns noch immer seine Notizen interessieren können, wenn er nicht zu bequem, oder nicht zu kurz hätte seyn wollen. Wir wollen ihm nicht aufmunzen, was jedermann von selbst auffällt, sondern nur etwas zur Probe seines äussersten Witzes anführen:

Gast. Sein Unterricht hat reichlich Nutzen schon gebracht: denn wer ihn liest, wird aufgeklärt, und lacht.

Zaschka. Ein herrlicher Gedanke tritt nach dem andern her; doch tragen sie sich meistens so lächerlich, wie er.

Zell. Für neue Stern hat er ein scharf Gesicht,
Nur einen Unglücksstern — den sah er nicht. *)

*) Wenige Tage vor der Aufhebung seines Ordens behauptete er noch immer, daß er nicht würde aufgehoben werden.

I.

Fortsetzung von Wien.

Erziehung der Kinder.

Die schwarz unterlegte Haut der Neger hat den weiß und rosenfarbenen Philosophen eine Quelle der Hypothesen und Paradoxen eröffnet, die sie bereits so ziemlich erschöpft haben, ohne daß sie die Welt vom Klima und seinen Wirkungen etwas bestimmtes gelehrt hätten. Sie weiß davon nichts mehr und nichts weniger, als was in die Augen fällt; — und die Grillen, welche die Politiker von der spekulativen Philosophie abgeborgt haben, um ihre Systeme darnach zu modifiziren, leiden keine Anwendung. Der politische Mensch ist überall der nemliche. Er hat Hunger und Durst, und den Trieb sich zu begatten. Er fordert Sicherheit seines Lebens und seiner

Güter und seine Bedürfnisse sowohl als die Mittel, wodurch er sie befriedigt, werden durch das Klima und die Farbe der Haut nicht geändert.

Ob er sich vom Fleisch oder von Pflanzen nährt; ob er sich in Palmblätter, grobe Leinwand, oder Schafpelze hüllt; — ist einerlei, und folglich können die Gesezze bis auf die merkantilschen, — durch die ganze Welt die nemlichen sein. So auch die Religion, nach welcher sich bisher die politische Gesezgebung zu bequemen pflegte, und dieser ihrer Nachgiebigkeit, die manche Unvollkommenheit, Fehler und Gebrechen, zuweilen auch manches Gute verdankte.

Derjenige Gesezgeber, welcher sich nach den eigennützigen Vorurtheilen der Priester, von was immer für einer Religion richtet, macht der Dummheit ein Kompliment, und legt ein öffentliches Bekenntnis seiner Schwachheit ab. Er ist entweder abergläubisch, — oder ein Heuchler, und wird auf der Wagschaale der Geschichte, mit wohlmeinenden Volksäffern abgewogen, in die Höhe geprellt. Unter diese wohl-

meis-

meinen den Betrüger, welche sich in ihrer Gesetzgebung nicht nach den schädlichen Grundsezen einer fabelreichen Religion bequemen wollten, gehört Minos, der den Jupiter vorschützte; Mnemos, der sich auf Hermes bezog; Likkurg, der von Apollo; Salenkus, der von der Minerva; Satrianthes, der von einem Genius; Samolxis, der von Vesta; und Numa, der von der Nymphe Egeria inspirirt zu sein vorgab. Sie erlogen, weil der Pöbel alles so gern unmittelbar vom Himmel empfängt, Offenbarungen, die ihre Wirksamkeit lange erhielten. Selbst die Neigung zum Wunderbaren, und die Schwierigkeiten, dem Pöbel verjährte Vorurtheile zu benehmen, sind freilich mächtige Bollwerke, die dem Ruhme und den Lügen falscher Propheten eine lange Dauer versichern; aber länger noch dauern die Gesetze, die auf den Gründen der Vernunft, der guten Sitten und einer wohl eingerichteten Polizei ruhen.

Jedes Land, es liege unter welchem Himmelsstriche es wolle, ist aller bis hieher bekannten Reglerungsarten fähig, nur

ist selten eines mit der seinigen zufrieden. Der Republikaner verflucht den Hydrakopf der Aristokratie oder der Demokratie, von demjenigen, der in den Fesseln eines Despoten seufzt, selig gepriesen. Es ist eine Thorheit, die Art der Regierung zu verdammen. Jede kann gut oder böse sehn. Ein tugendhafter Despot ist der Souveränität eines Rathhauses vorzuziehen, wo man, während über die Buchstäblichkeit der Gesetze gewacht wird, ihren wahren Geist den veralteten Lebensarten opfert. Diese verschiedene Gattungen der Regierung sind periodische Krankheiten der Staatskörper, deren Zustand einem ewigen Wechsel unterworfen ist, und nie kurirt werden kann; — Rousseau schwätze vom primitiven Stande der Menschen was er will. Eine nähere Beleuchtung dieser Sätze ließe gegen die Zweckmäßigkeit des Stoffes, den wir zu bearbeiten uns vorgenommen haben: und die Voraussetzung derselben müssen die Folgen, die daraus gezogen werden können, entschuldigen.

Der Hofmeister, welchen von den reizenden Bildern der schwärmenden Philosophie nicht eingenommen ist, wird sich das Klima und Temperament, und d. gl. nicht hindern lassen, den Klugheitsregeln zu folgen: seinen Zögling nach den Bedürfnissen des Zeitpunktes und des Staats, in welchem er lebt, zu erziehen. Die Kenntniß unsrer Verhältnisse ist uns eben so nothwendig, als die Landessprache. Der Holländer und der Oesterreicher müssen auf eine ganz andere Art erzogen werden; — nicht des Klima, nicht der Religion, sondern der bürgerlichen Verhältnisse wegen. In unbeschränkten Monarchien oder in den Staaten der Despoten dürfen die Wadagogen ohne sich des Hochverraths schuldig zu machen, nicht den republikanischen Saamen anbauen, welcher in dem Herzen des Hassers des königlichen Diadems, Brutus, einste so hoch aufgeschossen ist.

Die Staatsklugheit der heutigen Regenten hat es zwar vorzubeugen gewußt, daß dieser schädliche, dieser brutale Saame nicht wieder so hoch aufschleffen kann, aber
sie

sie hat nicht vorgebeugt, daß derjenige,
 in dessen Herzen dergleichen Kelme entste-
 hen, nicht äusserst unzufrieden mit seinem
 Schicksale sei. Dieses hat der philosophi-
 sche Pädagog zu verantworten, so wie es
 die französischen Hofmeister und die jesui-
 tische Erziehungsanstalten zu verantworten
 haben, daß in Oesterreich der Patriotismus,
 und sogar die Landeskenntnis so rar gewor-
 den ist. Nirgend wird die Landesverfassung
 weniger geliebt, nirgend — (barbarische
 Staaten ausgenommen) die Statistik we-
 niger kultivirt, als hier. Die Anzahl der-
 jenigen, welche darinn eingeweiht sind, muß
 nothwendig sehr gering sein, weil selbst auf
 der Universität — (dieses Wort scheint die
 Allgemeinheit der Wissenschaften auszudrü-
 cken, — doch davon gehörigen Orts!)
 nie etwas dergleichen gelehrt, weil ausser
 dem unvollständigen Abrisse österreicher
 Staaten von Hermann, der in Oesterreich
 kein Brod finden konnte, nie ein brauch-
 bares Buch über diese Materie geschrieben
 wurde, und daher über diesen Punkt jeder-
 mann nur die mündliche Ueberlieferung,
 wie in dem Patriarchenzeitalter, da man
 noch

noch nicht schreiben konnte, einholen, oder selbst erfahren, mit eigenen Augen sehen mußte, was er wissen wollte. Wie selten man, bloß durch eigene Erfahrung ohne vorläufigen Unterricht, grosse Kenntnisse erlangt, ist eben so bekannt, als die Unmöglichkeit, — daß diese Kenntnisse durch bloße Tradition populär gemacht werden; und der Verlust, welcher der Oekonomie und der Handlung daraus erwächst, fällt in die Augen.

Der Franzos wird noch seltener zu diesen, die Glückseligkeit des Staates nothwendig vermehrenden Kenntnissen gelangen, und seinem Elven schwerlich etwas anderes beibringen, als einen zierlichen Accent der französischen Sprache, und einen Haß gegen die geistigen Produkte seiner Landsleute, die ihn doch allein jene Wissenschaften beibringen würden, worinnen ohne schwere Sünde, niemand unbewandert sein sollte.

Der Geist der Gesetze, und die physische Beschaffenheit des Landes sollten der
vor

vorzüglichste Augenmerk der Erziehung sein. Die Verschiedenheit der Stände hebt diesen allgemeinen Grundsatz nicht auf: sie fordert nur, daß verschiedene Individuen auf verschiedene Quellen vorzüglichere Achtung haben.

Der Staat ist nur ein Baum von vielen Aesten und Zweigen. Wenn sich alle Bürger nur auf einen derselben setzen wollten, so würd' er brechen, und die Früchte der übrigen Aeste, und am Ende der ganze herrliche Stamm, ungenossen verdorren. Daß diese betrübt Katastrophe unserer Parabel in Oesterreich durch den allgemeinen Endzweck der Erziehung; — in den Diensten des Staats, oder unter dem Schutze des Kammerbentels seinen Wanst zu mästen, " leicht hätte realisirt werden können, ist außer allem Zweifel. Kein Schneidersohn, dessen Vater die Nadel eintgermaßen nur fortgeholt hat, — wollte mehr zur Scheer greifen. Er lief in lateinische Schulen, lernte nichts, — als Worte, denn Sachkenntniße fand man nicht dafelbst: suchte alsdann Protektion, und — — dien-
te

te dem Staate auf die ehrenvollste Weise von der Welt: — er schrieb ab. Genug, man schalt ihn: Euer Gnaden, wiewohl er ein bloßer Manufakturist von der unnützern Art gewesen. Was zu einem Hofmeister erfordert wird, — wenn er nur den Informatoren und Lehrern seines Plessen nachhelfen will, kann jeder vernünftige Mann, wenn er die Skizze versteht, die wir eben von der Erziehung gemacht haben, entscheiden.

Das Meisterstück der Pädagogie bei einem Knaben ist, denselben zu einem Weltbürger zu machen: aber es ist nichts so gefährlich, als dieses Unternehmen. Denn die so genannten Kosmopoliten, die man Egoisten von grober Art nennen könnte, sind der Politik eben so schädlich, als die boshaften Freigeister der Religion.

Wir wissen also beiläufig, wie die Hofmeister beschaffen sein sollten, nun wollen wir endlich untersuchen, — wie die meisten davon wirklich beschaffen sind?

K. K. Nationaltheater.

Am 2. Jener 1785. Das Blatt hat sich gewendet. Dieses Lustsp. des H. Cumberlaud ist im Englischen unter dem Titel: die 2 Bröder erschienen, aber es hat zu London, wie überhaupt alle Stücke Cumberlands (den Westindier ausgenommen) kein Glück gemacht. Der Herr Uebersetzer konnte von dem Schicksal dieses Stückes leicht unterrichtet sein, — allein er dachte wohl, daß unter seiner Hand die Originale oft, wie in den Händen Gottes, besser werden, und daß sein Name zu Wien für die Geschicklichkeit seiner Hand Bürgen sein dürfte?

- 3 — Il re Teodoro in Venezia.
- 4 — Irrthum in allen Ecken.
- 5 — Giannina e Bernadone.
- 6 — Il ricco d'un Giorno.
- 8 — Hermanns Tod, Trauersp. in Versen, von 5 Aufz. neu bearbeitet, (zum erstenmal.)

Man sieht es, daß es nur an den Schauspielern liegt, wenn nicht alle Woche ein neues Stük zum Vorschein kömmt. Dieses ist bereits der dritte Sonnabend, an welchem das Publikum von den National-schauspielern, — mit Neuigkeiten regaliert wurde, und obendrein mit einem gereimten Trauerspiele des Herrn Generals von Alrenhof. Hermanns Tod hat bei weiten die Stärke der Tragödie Antonius und Kleopatra nicht. Es hat weniger Handlung und folglich mehr Erzählung von Dingen, die hinter der Koulisse geschehen, und welche das deutsche Publikum durch die Nationalisirung des W. Shakespears, nur zu sehr verwöhnt ist auf der Bühne zu sehen, als daß es die regelreiche Gewissenhaftigkeit in Absicht auf französische Unständigkeit nicht hätte einschläfern sollen: und was diese Schläfrigkeit noch wirksamer beförderte, war das matte Spiel einiger Akteurs, welche die schönen Gedanken, die fast in jeder Szene vorkommen, nicht so, wie sie sollten, herausgehoben haben. Nur in der Rolle der Thufnelde gieng nichts verloren, oder besser zu sagen, nur diese Rolle hat unendlich

lich gewonnen. Demoiselle Jaquet hat abermals gezeigt, was grosse Talente zu leisten im Stande sind. Ihr Anstand, ihre schöne und richtige Aussprache, ihre mit Kritik geprüfte und jede Kritik aushaltende Tonlegung, ihre Mimik, und wo ist ein Wort, das den Zauber ihres Spieles fassen könnte, hat den Ruhm des Autors gehalten, der diesen Abend wahrscheinlich gesunken wäre. Hätte man Hermanns Tod aus dem Manuscripte gegeben, so würden wir es nicht haben begreifen können, wie ein so geschickter ganz Europa von dem Philosophen in Sans souci angesehener Dichter eine so matte so unverdauliche Arbeit habe liefern können? Aber wir haben es gelesen, haben die einzelnen auf dem Theater verschluckten Schönheiten, die erhabenen, auf dem Theater aber grausam erwürgten Gedanken — bewundert und gefühlt. Sie würden gewiss dem Zuschauer auf einen Augenblick dasjenige ersetzt haben, was der Dichter dem französischen Geschmack aufgeopfert hat. Wenn man nun vollends die Schwierigkeiten kennt, die Aristoteles und seine Kommentatoren dem tragischen

gi-

gischen Dichter in den Weg legten, wenn man es weiß, wie viel dazu erfordert wird, durch wenig Personen einfache Handlung und natürliche nicht übertriebene Charaktere das Interesse bis auf den letzten Punkt steigend zu erhalten, der wird das strenge Urtheil Lessings, welches er über die besten französischen Dichter fällt, und das auch unsern H. v. Arnim trifft, gewiß nicht nachsallen. Sollten Corneille, Crebillon und Racine nicht im Stande gewesen sein, Stücke a la Shakespear hinzuwerfen? Es würde der Ausgelassenheit ihres Genies wohl gleichfalls gelungen sein, in einzelne Szenen, die sie als tragische Schlangen verworfen haben, große Gedanken zu drängen; und unter dem Haufen von unsinnigen Metaphern hätte wohl leicht eine dichterische Erhabenheit hervorglänzen können. Aber was wäre am Ende aus der Kunst und aus dem Geschmacke geworden? Was in Deutschland allmählig daraus geworden ist. Wir haben es mit dem Spott über die französischen Tragödien und mit dem Hofmann über die englischen Trauerspiele dahin gebracht, daß unsere Schaubühne an-
gu-

guten Trauerspielen ärmer als irgend eine in der Welt geworden ist. Die kühnen Provokationen auf die Rechte der Natur, haben uns von dem guten Geschmack und der Kunst eben so sehr, als die ängstlich gewissenhafte Abhänglichkeit der Franzosen an die Regel, sie von der Natur entfernt hat. Wir kennen z. B. in der Liebe nichts als grobe ausschweifende alle Sentiments verzehrende Begierden, — die Franzosen nichts, als Galanterien. Unsere Liebhaber sind rasend vor Liebe, und grob in ihren Ausdrücken, — der türkische Sultan Drosman aber spricht wie ein Stutzer. Könnte der deutsche Dichter den Mittelpunkt finden, in dem sich gute Sitten mit dem, was man rohe Natur nennt, vereinigen ließen, — wählte er dazu eine halb englisch und halb französische Form, so würde er weder von der Regel zu sehr eingeschränkt, Stücke die einander, wie die Trauerspiele der Franzosen ganz ähnelten, noch gegen alle Regel zu sehr erboßt, englische Ungeheuer von Trauerspielen liefern. Dadurch könnte allein für die Manigfaltigkeit Sitten und Geschmack des tragischen Theaters

ters gesorgt werden. Wem diese Ketten zu schwer sind, wer den Nutzen und die Möglichkeit dieses Vorschlages nicht einseht, wer mit den Gründen der Vernunft, mit den Gründen des Aristoteles eben so leicht fertig zu werden glaubt, als mit seinem Ansehen, und das Abenteuerliche dem Unständigen vorzieht, — der hat wenig Beruf zum Dichter; und — wenn dies keinem unserer Kraftgentes einleuchtet, — nun so ist die Zeit noch nicht gekommen, welche Kritik und Kunst in ihre ursprünglichen Rechte wieder einsetzen soll. Ueber ein Trauerspiel in gereimten Versen ist uns zu sagen fast nichts übrig geblieben, was nicht H. Denis im 5ten Bande Ossians und Sineds Lieder im Gespräche vom Werthe des Reimes gesagt hätte. Wir wollen ihn anführen. Der Reim ist ein ähnlicher Schall einer oder zweien Silben am Ende mehrerer Verse. Ein solcher Schall kann nun keine poetische Schönheit sein. Denn diese kann nur in Gedanken und Ausdrücken bestehen, auch keine musikalische Schönheit. Dieses wird bewiesen.

b) Der Reim ist ein schweres Joch des Dichters. Bei dem ersten, den er niederschreiben will, muß er besorgt sein, daß das letzte Wort der Zeile ein solches sei, welches in der Sprache ein gleichlautendes habe. Der folgende Gedanke muß so lange herumgedreht werden, bis ihm dieses gleichlautende Wort anpasse. Ereignet sich dieses geschwind, so ist es eitel Glück; wofern nicht, so wird der natürlich fließende, vielleicht neue, vielleicht erhabene oder ruhrende Gedanke dem Reimworte aufgeopfert. Wie manches Gute würde Herrmann oder Thusnelbe, Antonius oder Kleopatra gesagt haben, wenn der Dichter im Mittelpunkt und am Ende seines Gedankens eine Wortsymmetrie gefunden, und seinen Erhabenheiten ähnliche Absätze hätte geben können. c) Ein Dichter muß sich dennoch in gewisse Gesezze in ausgesteckte Schranken einschließen; ja, aber nicht in slavische Schranken, nicht in Schranken des Reims. Die Silbenmaße der Griechen und Lateiner sind auch Schranken, allein wie viele Mannigfaltigkeit bleibt der dichterischen Freiheit in diesen Schranken übrig. Wie viel leichter

ter ist es, gleichbedeutende und gleichlau-
tende Ausdrücke zu finden?

Nun wohl, wenn der H. v. Alernhof
ungereimte Verse zu seinen Trauerspielen
gewählt hätte, so würde H. Denis seine
Art zu dichten nicht nur gebilliget, sondern
gelobt haben. Allein wenn es erlaubt ist,
ein Wörtchen mitzusprechen: waram sollte
sich denn ein Dichter in gewisse ihm aus-
gesetzte Schranken einschließen müssen?
Wenn den Reim die Mode allerliebst ge-
funden, und der Poesie zum Bedürfnis so
sehr gemacht hat, daß Haler, Gleim,
Kleist, und Herr Denis selbst gereimt ha-
ben, so war es, genau erwogen, die nem-
liche Mode, welche dem ungereimten grie-
chischen oder lateinischen Vers geheiligt
hat. Dieses taktmäßige auf oder absteigen-
der Worte an der Leiter der Prosodie ist
eben so wenig poetische Schönheit, als der
Reim, legt dem Gedanken keine Kraft, keine
Energie zu, und leistet der Musik in Absicht
auf Lieder (und dies war der Endzweck der
ersten Poesie,) noch weniger Dienst als
der Reim. Oft schadet diese Skala der

Gedanken dem Dichter; und wofern der Werth der Poesie in Gedanken und Ausdrücken besteht, wenn alle Hindernisse dieser Schönheiten weggeschafft werden sollen, und das müssen sie vernünftig davon zu urtheilen, so weiß ich nicht, welche Gründe den lateinischen Vers in deutscher Sprache werden schützen können?— Wären Gesners Vers- und Reimlose Gedichte schöner durch Reime oder griechische Verse? Wir wollen hier ein Beispiel anführen: 5ter Band S. 136.

Ein blauer Himmel, wenn die Regenwolken

Nun endlich hinter Berge ziehn,
Ein ruhend Meer nach Stürmen ist
in Menschenherzen,
Ein igt erfüllter Wunsch ic.

Bersetzen wir nun die Worte.

Es ist, wenn nun endlich die Regenwolken hinter Berge ziehen, ein blauer Himmel, und nach heftigen Stürmen ein ruhendes

ruhendes Meer — ich im Menschenherzen ein erfüllter Wunsch.

Hat durch Versetzung der Worte der Gedanke wohl verlohren?

Wir sollen den Reim verbannen, aber nicht die Verse? Die Ursache ist sehr einfach. Er legt uns schwere Fesseln an, und ist daher, das Gerassel dieser Ketten scheint noch so harmonisch zu klingen, der Poesie schädlich. Schön! wir sollen nicht mehr in Ketten geschlagen, aber noch immerhin mit Stricken gebunden werden? Wozu? Warum? Weil es dem Ohre so besser klingt? Wirklich? — Wo liegt dessen Grund? —

Kurz, die Gründe, welche den Reim bestreiten, werfen auch den Vers nieder, eheu quam nigra est! dicebat &c. und Lieder ausgenommen und Gassenhauer, sollte wohl Vers und Reim in keinem Gedichte Platz finden, wo es auf Stärke und Schönheit des Gedankens ankommt. Das musikalische Gefühl, auf welches man sich bezieht, um die Prosodie beizubehalten,

wird bald entschädigt werden, und die Mode, welche endlich auch prosaische Gedichte unter den Schutz nehmen wird, wird in kürzer Zeit das musikalische Pianissimo, welches die Prosodie hervorbringt, lächerlich machen. Die Strophe, die wir angeführt haben, ist sehr fließend, und natürlich; allein wenn wir die unglücklichen Varden anführen wollten, so würden wir finden, daß ihre Nasereien bloß von der Prosodie herrühren, weil die Vorrede zu ihren Werken bei weitem nicht so viel Unsinn als ihre Gedichte enthalten. Welche Wohlthat für das Menschengeschlecht diejenigen Vanden ganz zu zerreißen, die schon so manchen armen Schlucker toll gemacht haben? —

Predigtenkritik.

Am ersten Sonntage nach Epiphania giengen wir hinab nach Gerwohnheit in den Tempel, welchen man nennet bei den Dominikanern und wir sahen et-
nen

nen Mann die Kanzel betreten, und hörten ihn, und er sprach:

Und da er zwölf Jahr alt war giengen sie hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes. Lukas am 2. 42. Da er diese Worte geredet hatte, erst in einer Sprache, die niemand, ausser ihm, verstand, und die er dann in die Volkssprache übertrug, fuhr er fort. — Doch um unsern Lesern lieber in einer verständlicheren Sprache zu sagen, daß es der Pr. bei den Dominikanern war, den wir hörten; so wollen wir nach unsrer gewöhnlichen Art davon reden. Wozu uns selbst die Mühe verursachen, unsre eigene Worte zu dolmetschen, wie es alle Hrn. Prediger thun müssen, die noch immer die lächerliche Gewohnheit beibehalten, erst den lateinischen Text ihrer Predigt vorzutragen zu lassen, den sie doch hernach deutsch nachsagen müssen? Also zur Predigt.

Im Eingange sagte der Pr. es wäre heilsam, wenn die Eltern ihren Kindern die Vorgesetzten ihren Unterthanen mit guten

ten Beispielen vorgiengen, wie es die Eltern des neugebornen Heilands thaten, die ihn nicht nur allein zur Gottesfurcht angehalten, sondern auch zur Erfüllung des Gesezzes angeeifert haben. Wie gut wäre es, wenn unsre heutigen Eltern ihre Kinder, die Vorgesetzten ihre Unterthanen zur Andacht, und zur Erfüllung der göttlichen Gebote anhielten! Allein leider findet man dieses nur nicht, sondern man sieht sogar, daß sie durch ihre Beispiele dieselben vom Guten abziehen. — Davon wollte er handeln. Von den schlechten Beispielen der Eltern in Ansehung ihrer Kinder; erster Theil. Von den schlechten Beispielen der Vorgesetzten in Ansehung ihrer Unterthanen; zweenter Theil.

Durch das allgemeine Gesez der Liebe sind wir Menschen verbunden, einander durch gute Beispiele zu erbauen. Nach der Ordnung der Natur aber haben gewisse Personen eine grössere Verbindlichkeit dazu, und dies sind die Eltern. Aber welche Beispiele geben wohl diese ihren Kindern? Der Vater, der sein Kind in
der

der Religion anführen soll, giebt ihm selbst die verführerischen und gefährlichen neuen Bücher in die Hand, lobt sie ihm, und rühmt sie, als Hülfsmittel zur Aufklärung. Der Vater, der sein Kind zur Gottesfurcht, und zur Erfüllung des Gesetzes anhalten soll, bringe ihm durch seine Abneigung gegen den Gottesdienst, oder durch seine unvorsichtige Spötereien über unsre heiligen Geheimnisse Ekel und Verachtung gegen selbe bei. Der Vater, welcher sein Kind zu einer gewissen Ordnung in seinem sittlichen Wandel anstrengen soll, bringt es selbst durch seinen Müßiggang, durch seine Ausschweifungen u. s. w. zur Unordnung etc. Und welche Beispiele geben die Mütter? Sie sind Gelegenheitsmacherinnen ihrer Töchter, lehren sie, unter dem Vorwande, ihnen die Wissenschaft der Welt beizubringen. (Wir ersuchen den Hr. uns zu erklären, was das für eine Wissenschaft sei.) die Kunst, sich selbst in die Hölle zu stürzen. Die Mütter fordern gewissermaßen von ihren Töchtern Gehorsam! aber sie selbst wollen nichts von der Unterwürfigkeit,

figkeit, von dem Gehorsam, den sie ihren Männern schuldig sind, wissen, u. s. w. was noch alles den Müttern zur Last gelegt werden kann. Nun fragte der Vr., was wohl diese Beispiele bei den Kindern für Eindrücke machen müssen? Er sagte, welche schwere Verantwortung sie sich zuzögen. Der heilige Chrysostomus sagte: es wäre besser, solche Eltern hätten ihre Kinder in der Wiegen erstickt, als daß sie sie durch ihre schlechten Beispiele dem Teufel in die Hände ausliefern. (Um Vergeltung! der h. Chrysostomus hat hier Unrecht. Denn es ist noch immer möglich, daß die schlimmsten Eltern trotz aller ihrer schlechten Beispiele doch die rechtschaffensten Kinder haben können. Von dieser Möglichkeit hat uns die Erfahrung überzeugt.)

Der h. Paulus sagte zu den Römern, daß wir einander durch unsre Beispiele aufbauen sollen. Der Weltapostel macht hier keinen Unterschied, zwischen Stand, Rang, und Person. Nach der allgemeinen Ordnung der Natur betrifft dieses

dieses am meisten die Vorgesetzten. Ich verstehe hier nicht, sagte der Pr., unter Vorgesetzten Könige und Landesfürsten allein, sondern, Ortsobrigkeiten, Herrschaften, Vormünder, Erzieher, und alle, die über jemanden was zu gebieten haben. Eben dieser Weltapostel sagt, daß derjenige, welcher eine Sorglosigkeit gegen seine Untergebenen bezeigt, ärger, als ein Ungläubiger, sei. Was würde aber erst dieser Weltapostel in unsern Zeiten sagen? Welche Beispiele geben die Vorgesetzten? Die Dienstbothen sind der Werkzeug zu den Ausschweifungen ihrer Herren, und stürzen sich mit selbst in die Hölle. Hier führte der Pr. einige Beispiele an, wie die Herren und Frauen ihre Dienstmädchen auf verschiedene Art brauchen; und sagte, daß sie dadurch verleitet, nach dem Beispiele derselben, auch selbst lasterhaft werden. u. u. Er bat nun alle Eltern und Vorgesetzte diese wichtige Wahrheit zu überdenken. Er sagte ihnen, daß die Worte Christi: ihr seid das Licht der Welt, eigentlich sie angehen. Ich was können nicht die Beispiele der Könige
auf

auf die Herzen ihrer Unterthanen; der Vorgesetzten auf ihre Untergebenen. Sind jene gut, so sind diese in einer unermesslichen Nothwendigkeit, auch gut zu sein. Zum Schluß sagte er: sie sollen alles vermeiden, wodurch sie Aergerniß geben können; aber auch jene stehen, durch die ihnen Aergerniß gegeben werden könnte. Sie sollten sich losreißen von solchen, wenn auch die stärkste Freundschaft sie mitsammen verbände. (Wie, Hr. Pr. wenn ich aber durch meine guten Beispiele diesen auf den Weg der Tugend zurückführen könnte? Ist dieses nicht möglich? Soll ich mich also losreißen, um kein Aergerniß von ihm zu erhalten? Haben Sie die Güte, dies ein wenig zu überlegen!)

Der Stof zur Predigt war recht gut gewählt; aber die Ausarbeitung desselben so äusserst matt, so wenig durchdacht, daß er unmöglich eine gute Wirkung hervorbringen kann. Am lächerlichsten schien es uns, daß der Pr. so viel von Königen und Fürsten schwatzte, er — doch nichts mehr

mehr davon. Wir sagten schon einmal, welche versteckte Absichten dieser Pr. uns zu haben scheine, wenn er so etwas berührt, und wir glauben, uns nicht getäuscht zu haben. Ubrigens möchten wir dem Hrn. Pr. rathen, ein wenig in der Grammatik herumzublättern, um nicht so auffallende Geschlechtsfehler zu begehen. Der Werkzeug. Der Vernunft! so spricht kaum der Franzos, der erst 14 Tage in Deutschland ist; und auch seiner Galle nicht immer gegen die neuen Schriften den Lauf zu lassen, um sich nicht zu verathen, daß er zum Inquisitionsorden gehöre. Damit wir aber den Hrn. Pr. nicht ganz ungelobt lassen, so müssen wir auch sagen, was an seiner Predigt das Beste ist, — daß sie nicht lange dauert.

Politische Nachrichten.

Schon lange haben wir am politischen Himmel keine Beobachtungen gemacht. Die Ursache mag diese sein, weil es uns theils zu trübe war, und wir mit unsern

Seh-

Gehrsöhren nichts erlügen konnten; oder weil, wenn wir auch manchmal etwas aufgezeichnet hatten, solches alsobald wieder weggewischt wurde. Diesmal wollen wir es aber doch wieder wagen, ob uns vielleicht heute Wub und Wetter zu unsern Bemerkungen günstiger sein werden?

Wir legen unser Fernglas auf, und sehen im Journal politique de Bruxelles, das Seiner Eminenz, Kardinal Migazzi und Erzbischofen von Wien die Temporalia sollen genommen worden sein. Da nach unsern Bemerkungen diese Observation des Journal politique de Bruxelles falsch ist, so halten wir es für unsre Pflicht, den politischen Beobachter zu rechte zu weisen, und ihm zu sagen, daß er nicht gut gesehen habe.

Von Wien richten wir unser Sehrohr nach Amerika, und da erblickten wir hundert junge, wohlgestalte, robuste Schottländer, die öffentlich als Sklaven verkauft werden. Die guten Wichte schifften da hinüber um bei den freien Amerikanern Wunder

Wunder was für ein Glück zu machen, Schätze zu sammeln, und einst reich und wohlbeladen wieder nach ihren Bergen zurückzukehren, oder als begüterte Bürger in den vereinigten Staaten in Freiheit zu leben; fanden aber, da sie an Bord dieses hochgepriesenen freien Staates anlandeten, statt all' des geträumten Glückes — Fesseln! Fesseln, die ihnen von denjenigen angelegt wurden, die mit so vielem Ringen und Kämpfen ihre eigene zerbrachen. Ob es wohl noch viele gelüsten wird, aus ihrem minder freien Vaterlande nach dem ganz freien Amerika zu schiffen, um daselbst — Sklaven zu werden?

Von Amerika wollen wir unser Guckglas nach Italien richten, und da sehen wir einen Minoriten, Namens Gandini, Pfarrer zu Agnania, zu Sora im Königreich Neapel, dahin er sich seiner Gesundheit wegen begab, im 53 Jahre seines Alters von unserm Planeten absegeln. Der Mann fand bei dem Volke in so großem Rufe, daß es sich nach dessen Tode mit Gewalt durch die Wachten zu dessen Körper drang,

drang, die Rutte in Stücken zerriß, und diese Stückchen, als kostbare Reliquien, mit nach Hause trug. Um allen Aufstand zu verhüten, wurde der heilige Mann Nachts in aller Stille begraben. Aber es half nichts! das Volk drückte sich in die Kirche, verrichtete auf dem Grabe des Vater Gandini seine Andacht, und bat den im Himmel eben angelangten neuen Heiligen mit vieler Innbrunst, seinen Landsleuten etwas von dem himmlischen Brod zukommen zu lassen, weil es so sehr am irdischen Brode mangeln soll.

Von Italien (wir gehen immer die geradeste Strasse) wenden wir uns nach England. Da sehen wir die Britten mit den Galliern einen Vergleich schließen, vermög welchem künftig alle Verbrecher gegenseitig sollen ausgeliefert werden. Die Kaufleute in England heißt es, wollen mit nächsten eine Bill wider diesen getroffenen Vergleich einreichen, weil er für die ehrlichen Banqueroutiers so nachtheilig wäre, daß sich künftig kein rechtschaffener Mann so leicht entschließen könnte, zu failliren, so bald

halb er in Kalais keine Sicherheit mehr fände; auch sollen die Franzosen nicht sehr zu frieden damit sein, daß kein point d'honneur, welches ihr Wappen in Frankreich mit einem Nabe, oder Schnellbaum zu vermehren pflegt, sie in Zukunft in London vor der Bastille schützen kann. Sie sind sehr beängstiget, wohin sie nun ihre Zuflucht nehmen sollen? — Die Armen! Wohin anders, als nach Deutschland, wo man sie immer mit offenen Armen aufnahm, und noch lange aufnehmen wird?

Ein Knabe von 12 Jahren las auf der Gasse in einem Buche. Ein anderer Knab von 13 Jahren kam dazu, fragte ihn, was er lese? und da er den Titel des Buches hörte, sagte er ihm mit spöttischer Mine: Wie er sich mit so einem Buche, das kaum die Mühe, es zu durchblättern lohnt, abgeben möge? Der Leser nahm sich seines Autors an, und vertheidigte den Werth seines Buches. Die beiden Knaben geriethen igt in einen Wortwechsel, und da sie sich durch ihre Vernunftgründe einander nicht überzeugen konnten

ten, so argumentirten sie endlich mit Fäusten. Der ältere Knabe warf den jüngern zu Boden, kniete ihm auf die Brust, und schwur, ihn nicht eher los zu lassen, als bis er gestünde, er wäre von der Armseltigkeit seines Buches überzeugt. Man brachte endlich die beiden jungen Kämpfer auseinander, die sich aber auf den andern Tag bestellten, um ihren gelehrten Streit auszumachen. Beide erschienen um die gesetzte Stunde, und hier hielt sich der jüngere Knabe so tapfer, daß er seinen Gegner mit Fauststößen in die andre Welt hinüber demonstirte, ob schon er auch selbst von den Gründen seines Antagonisten so übel zugerichtet war, daß auch für ihn keine Hoffnung des Aufkommens übrig ist. — Schade um die beiden Jungen! das wären einmal ein Paar herrliche Kunstrichter, oder Theologen geworden!

Solche Kämpfe sind in England sehr gewöhnlich. Stirbt einer darin, so wird dessen Tod von der Gerechtigkeit als zufällig angesehen, und der Ueberwinder ungestraft

gestraft entlassen. Dies ist nicht der einzige Fehler, den man der engländischen Gesetzverwaltung vorwerfen kann. Fast in allen Ländern wird dem Unglücklichen, dessen Verbrechen die Todesstrafe verdienet, sein Schicksal so lange verborgen gehalten, bis an den zweiten, höchstens dritten Tag vor der Vollziehung seines Urtheils. In England erfährt der Unglückliche gleich am ersten Tage, daß er zum Tode verdammt ist, und doch wird die Vollstreckung dieses Urtheils oft 6 Wochen verschoben. Wie grausam, denjenigen das Leben zu erhalten, nachdem man ihn aller Hoffnung dazu beraubt hat; ihn so lange alle Schrecken des Todes fühlen zu lassen; Nur der Mörder allein ist davon ausgenommen. Er wird 24 Stunden nach seiner Verurtheilung alsobald zum Richtplatze geführt.

Bei der ersten Schuldflage, wenn auch oft die Schuld ungegründet ist, wird der Verklagte ins Gefängnis geschleppt. Freilich muß der Kläger schwören. Aber was

kostet dem Wucherer ein Elb, wenn er Hoffnung hat, was zu gewinnen? Wahr ist es, daß man nach eingelegter Kaution frei wird. Aber wie selten ist das ein Rettungsmittel für einen Unschuldigen! Dem katholischen Geistlichen, der irgend eine Religionsfunktion verrichtet, drohet noch immer der Strang.

In Holland — da sehen wir nichts. Was die Ursache sein mag, können wir nicht sagen. Genug, so oft wir unser Sehrohr dahin richten, so sind die Gläser immer so trüb, daß kein Gegenstand bis zu unserm Auge kommen kann. Was wir von andern politischen Sternenguckern erfahren, so sind die Aspekten an diesem Himmel alle so verwirrt, daß man nichts bestimmtes daraus prognostiziren kann. Darum wollen auch einige Krieg, andre schon den Frieden unterzeichnet haben. Vielleicht sehen wir im Frühjahr mehr, wenn die Luft heller wird.

Ueber Gottesdienst und Religions-
lehre der österreichischen Staaten.

VI.

Vom 26. Dezember 1784.

Diese periodische Schrift fängt nun an immer interessanter zu werden. Wir freuen uns, daß wir darin Fakta aufgenommen finden, die in Absicht auf die Verbesserung der Mißbräuche in der Religion und des Gottesdienstes wichtig sind. Das, was wir von dem wohl ehrwürdigen Herrn Kooperator Pochlin in diesem Stücke gelesen haben, veranlaßt uns, einen Irrthum zu berichtigen, der sich in der Erlanger Real-Zeitung befindet. „Herr Pochlin, heißt es daselbst, wäre völlig abgesetzt worden.“ Dies ist irrig. Freilich hätte wohl sein Betragen eine solche, und wohl noch härtere Strafe verdient. Aber der Monarch wollte den frommen Mann nicht so sehr züchtigen, als nur warnen: keine Ablaßkrämereien künftig mehr zu entrepreniren, weil sich in unsern Zeiten mehr dabei verlieren,

als

als gewinnen läßt. Um den Herrn Pochlin von dieser Wahrheit zu überzeugen, wurde er zu einer Geldstrafe von 100 fl. verurtheilt, und ins Konsistorialgefängnis gesetzt, wo er seine politische Sünde durch 14 Tage abbüßen soll. Nach dem also gewonnenen Ablass aber bleibt Herr Pochlin wieder, was er vorher war — Herr Kooperator Pochlin!

I.

Fortsetzung von Wien.

Hofmeister, Instruktor, Gouvernantin.

Nach der Berechnung des Verfassers der freimüthigen Briefe über Wien, ernährt der hiesige ärmere und kleinere Adel 1500 Stück Hauslehrer, zu welchen das Schicksal sein Werdet! in böser Laune gesprochen hat.

Sie erfüllen genau die Pflichten der Gouverneurs der grossen Häuser für freie Kost, Quartier und 12 bis 14 Dukaten des Jahrs. Es sind Deutsche, meist noch ungehobelte Studenten, welche, weil der Parnas keine Mastställe kennt, — in den Anfällen von Hunger und Noth sich entschlossen, Lakatendienste ohne Livree zu nehmen, und einfältigen Müttern zum Staat zu dienen. Nicht, um den Kindern

Ed. 2. H. G eine

etne anständige Erziehung zu verschaffen (was wollen gewisse Weiber, und ihre Summe ist groß, — die wie Fliegen empfinden, und wie fette Auster denken, von guter Erziehung verstehen?) sondern, um nur den hohen Adel zu äffen, wird ein zweibeintiges lateinisches Thier aufgetrommelt, ein Instruktor, der die Buben, wie Bärntreiber ihre Affen, vor sich hertreiben, und nach dem Model der Kinder des hohen Adels in Drathpuppen verwandeln muß, die nach gewissen Regeln sprechen und sich bewegen. Um ihren Verstand und um ihr Herz bekümmert man sich gar nicht. Die Sammlung von Vorurtheilen, die uns durch die Tradition eigen wird, ist Gesetzgebung aller Erziehung. Man unterdrückt die Natur, sobald man ihre Aeußerungen wahrnimmt, und macht Gekken aus den hoffnungsvollsten Knaben, Gekken und Heuchler.

Die Gouverneurs oder Hofmeister sind das im Großen, was jene Hauslehrer im Kleinen sind. Sie bekommen außer Quartier und Kost 4 bis 800 fl. des Jahrs, und sind

sind zum größten Theil Franzosen, deren einzelne Biographien und freie Geständnisse Bände voll der unterhältlichsten Donquixotterien veranlassen würden. Was jene Instruktoren unrett, ungehobelt, und unwissend sind, das sind die französischen Hofmeister listige, dummbreuste, und gelehrtscheinende Schwätzer ohne eine reelle Kenntniß. Dafür ist in der gemeinen Welt nächst dem Komödianten nichts so verächtlich, als der Name: Hofmeister. Und doch verdiente dieser Stand so ehrenvoll zu sein, und doch ist es das größte Verdienst, welches man um eine Familie und um den Staat selbst haben kann, das ganze Glück eines Kindes, und in diesem, besonders wenn es ein reicher Kavaliere ist, das Glück vieler tausend Menschen gegründet zu haben. Wie muß ich wohl desjenigen Freund sein, dessen Händen ich das Schicksal meines Sohnes überlasse? Welche Verbindlichkeit hab ich ihm, wenn es seiner sorgfältigen Klugheit gelungen ist, die Fähigkeiten desselben dergestalt zu entwickeln, daß er als ein rechtschaffener und vernünftiger Mann sich im Wachsthum seines Gei-

stes und in der Erfüllung der heiligsten Pflichten seines Lebens freue? Würde es nicht heilsam gewesen sein, wenn manche große Herren lieber einige tausend Gulden weniger und so viel Verstand dafür hätten, um nun an ihrem übrigen Vermögen in aller Rücksicht genug zu haben? Die Art ihrer Erziehung hat sie die Lust, welche Wohlthätigkeit zu ihrer Quelle hat, nicht kennen gelehrt; folglich sind die Vergnügungen, die oft den Adel der Seele schänden, selten moralisch gut, und vernünftig. Eben so wenig kennen sie die Wissenschaften von Seite ihrer Reize und Annehmlichkeit, folglich müssen ihre groben Vergnügungen, die, je gröber, auch um so viel festbarer sind, häufig und mannigfaltig sein, damit die Langerweile ihr glänzendes Leben nicht zu der bittersten Bestimmung von der Welt mache. Wir haben leider beträchtliche Beweise an zuviel lebendigen Beispielen, die täglich 12 Stunden zu viel haben, und ihre Zuflucht zu feilen Dirnen, welche ihr Mark aussaugen, oder in den Stall der Pferde nehmen müssen; daß diese Klagen und Vorwürfe keine

Trän-

Träumereien sind; als daß wir für ein paar Generationen in Absicht auf Verbesserung dieser Fehler nicht verzweifeln sollten. Warum findet man so selten einen Mann von Talenten, Kenntnissen und bewährter Rechtschaffenheit unter dem Schwall von Taugenichtse, welche sich der Privaterziehung widmen? Warum traut man dem ersten besten Landstreicher, spricht er nur rein französisch, den allerwichtigsten Schatz, sein Kind an? — Beide Fragen sind leicht beantwortet. Ein Mann von Talent und Sachkenntniß, sieht den grossen Umfang der Pflichten eines Pädagogs nur zu sehr ein, der glückliche Erfolg ihrer auch noch so pünktlichen Erfüllung ist durch Dazwischenkunft mancher Umstände, als z. B. des Eigensinns der Mütter, der Verdorbenheit des Knaben schon im Frauenzimmer u. u. so zweifelhaft; die undankbare Verfassung des Hofmeisters, sobald er mit Verlust seiner besten Jahre das Kind groß gezogen hat, so gewiß, daß er wohl toll sein müßte, wenn er die ganze Glückseligkeit seines Lebens einer so mislichen Unternehmung zum Opfer brächte. Also nur
Land.

Landstreicher, deren Unnützllichkeit sie ihr Vaterland zu verlassen zwang, die vielleicht der Bastille entwischt sind, oder Unglückliche, welche auf keine andere Art die dringendsten Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen wissen, entschlossen sich, die Erziehung der Kinder zu übernehmen, lassen sich die niedrigste Behandlung, so lange sich nichts besseres für sie ereignet, und die dummsten Vorschläge der Mütter in ihrem Verufe gefallen, peinigen ihre Zöglinge auf die grausamste Art, um sie in 12 Jahren als Polihistor zur Schau öffentlich aufzustellen, suchen durch allerlei Intriquen sich entweder ein kleines Kapitälchen zu sammeln, oder, wo dergleichen nicht angeht, durch Protektion ein Nemptchen zu erlangen, das seinen Mann auch im siechen Alter nähret.

Wie ist es möglich, seine Bestimmung deren Wahl, Ueberdruß, und Noth bewirkten, zu lieben? Der Gedanke, ausser seinem Standorte zu sein, nie für seine Mühe belohnt, nie nach dem Maas seiner Talente und Kenntnisse geschätzt zu werden, muß

muß denjenigen, der sich zu diesem erhabenen Beruf fähig fühlt, immer zurück schrecken. Und dieser Gedanke wird bei ihm tausendmal des Tags veranlasset: denn der grössere Theil des Adels glaubt den Hofmeister zu bezahlen, und dieser glaubt, vermög dem natürlichen Stolz aller ausserordentlichen Talente, nie bezahlt werden zu können. Die Kinder sehen es, daß ihr Herr Mentor nur der erste Kammerdiener vom Haus, nur ein gedungener sflavischer Zuchtmeister sei, und sobald sie dieses wahrnehmen, so ist es um die Erziehung geschehen. In dieser Beantwortung der ersteren Frage ist auch die Antwort der letzteren: warum dem ersten besten französischen Landstreicher die Kinder anvertraut werden? schon zum größten Theil enthalten. Man will den Hofmeister so gut, wie jeden andern Domestiken, beherrschen; man glaubt ein Stück seines Wappens und Ansehens durch vertrauliche Freundschaft mit demjenigen, der meine heiligsten und beschwerlichsten Pflichten übernimmt, zu verlieren. Es geht den Hofmeistern in diesem Punkte, wie den gedungenen Sekretären quieszirenden

der

der Minister, welche den Schwelz ihrer arbeitenden Sekretäre mit unleserlichen Unterschriften adoptiren, und die Stützen ihres politischen Ansehens mit eben so wenig Schonung, als die Maulthiere, behandeln. Die Ursache davon ist der von Jugend auf genährte Hochmuth und Ahnenstolz, dann die liebenswürdige Unwissenheit, ohne deren verblendenden Zauber sie ihre Ekkerei unmöglich glücklich machen würde. Dieser Ahnenstolz kann eben so wenig als irgend eine Leidenschaft leicht gesättigt werden. — Er verlangt unaufhörlich Bücklinge und Ehrenbezeugungen, sucht überall seine Superiorität zu beweisen, es thut ihm so wohl, Leute geringeren Standes über die Achsel ansehen zu dürfen, daß man nur ein unglücklicher Landstreicher, nur ein leichtsinniger Franzos sein muß, — sich diese einfältigen Mißhandlungen gefallen zu lassen. Ein Mann von Talenten, dem das Glück ein noch so kümmerliches Auskommen gewährte, verkriecht sich in seine Stube, beweint entweder die Thorheiten der Menschen, oder er lacht darüber. Was von den französischen Hofmeistern gesagt worden,

den, gilt auch von den Gouvernantinnen, deren grösserer Theil erthringische Bauerinnen sind, welche die Donau zu Wien ans Ufer wirft, und die, sobald das Kapitalchen ihrer Reize verfallen ist, und sie sich ein bißgen ausgefressen haben, als Gouvernantinnen in grossen Häusern ihr Glück machen. Sie haben bewiesen, was sie leisten können. Man braucht nur die Augen aufzuschliessen, um die Meisterstücke zu sehen, welche sie dem Staat geliefert haben. Es ist auf den Fingern abzuzählen, wie viel Vorzüge die Französinen besitzen, die sie ihrer Bestimmung würdig machen. Geschickte Zuhlerinnen, werden in spätern Jahren vortreffliche Gelegenheitsmacherinnen, noch später die eifrigsten Bethschwwestern. Nun läßt sich der grössere Theil Weiber nur in zwei Klassen — in die Bigotte und in die Galante bringen; folglich ist auf jedem Fall das Glück der Gouvernantin und das Unglück des jungen Fräuleins unausbleiblich! — Die Aufführung der Mutter und der Hofmeisterin können nicht so verstellt sein, daß der Zögling nach und nach nicht dahinter kommen sollte, und

dann

dann sind die moralischen Grundsätze, welche dem Fräulein die heuchlerische aber nun entlarvte Gouvernantin beizubringen sucht, nur Satiren auf die Moral selbst, worüber das Fräulein im Herzen lacht, und deren Verletzung sie zum Vorthail ihres Vergnügens sobald als möglich wünschet. Unter andern Schriftstellern hat es auch der scharfsinnige Montesquieu *Esprit des Loix*, Liv. 4. ch. 4. bemerkt. Er sagt: „die Erziehung der Alten hatte noch einen andern Vorthail vor der Unserigen. Sie wird niemals durch das entgegengesetzte Betragen der Alten widersprochen. Epaminondas sagte, hörte, sah und that eben das nämliche in der letzten Stunde seines Lebens, als in der Stunde, da er anfieng den Unterricht zu erhalten. Hingegen erhalten wir in unseren Tagen drei verschiedene und entgegengesetzte Erziehungen. Von unseren Eltern; von unseren Lehrern und von der Welt. Was man uns in der Letzten sagt, vernichtet die Begriffe, die uns in der Ersten sind eingeprägt worden.“

II.

K. K. Nationaltheater.

Am 10. Jänner II^{te} Teodoro in Venezia.
 Es ist uns in dieser vortreflichen Opera noch manches, was wir zum erstenmal nicht gerügt haben, aufgefallen. Es ist z. B. nicht überall die Musik dem Texte angemessen, und bisweilen auch selbst der Prosodie nicht. Man singe mit einiger Aufmerksamkeit das Marche titoli di Majesta, so wird man finden, daß man das o in Titoli lang ziehen muß, welches doch kurz ausgesprochen wird. Dies ist ein Fehler, der wohl kaum dem Stümper, aber am allerwenigsten einem so grossen Meister nachgesehen werden darf.

— II — So muß man Füchse fangen!
 Ein Lustsp. in 5 Aufzügen. Man hat uns seither manche Satyren über dieses Stück eingeschickt, welche in unsrer Kronik Platz greifen wollten. Sie spotteten über die geringsten Gebrechen

chen dieses Lustspiels, sogar über die Fuchsschwänze, womit der Verfasser die Mütze des Amerikanischen Obristen ausschmückte. Freilich ist dies ein ganz besondrer Einfall. Wir wissen nicht, ob es in Amerika gebräuchlich ist, die Obristen von der Armee (die, welche wir bei ihrer Zurückkunft aus dem Kriege in Europa gesehen haben, trugen keine Fuchsschwänze) mit dem Schmucke zu beehren, dessen sich die Maulseeltreiber 1778. bei der k. k. Armee um den Hals und auf den runden Hüften zum größten Theil bedienten. Entschuldigt das Kostum diesen Gedanken nicht, so hätte man das Lustspiel auch allenfals: So muß man Fuchsschwänzer fangen! betiteln können, und dies wäre natürlicher gewesen. Es hätte obendrein die Farce noch deutlicher angekündigt: und der Kassa darum es bei diesem Fuchsfang eigentlich doch zu thun war, wahrscheinlich Vortheil gebracht. Ewig Schade, daß der Verfasser dieses Stücks seine dramatischen Werke weniger

ger polirt. Er hat zuverlässig in ganz Deutschland nach Hafner das größte komische Talent: aber er ist nach Hafner auch der einzige, der es am meisten vernachlässigt hat.

— 12 — Das Elatt hat sich gewendet.

— 13 — Urhelstan. Ein Trauerspiel. Dieses Stück verdient nur des vortreflichen Spiels des H. Schröders wegen noch einigemal wiederholt zu werden. Hier ist es, wo er sich mehr Künstler zeigt, als in Lear, wo jeder Schritt, jede Bewegung, jeder Ton nach der Natur abgewogen, kein Zug übertrieben, und das Wachsthum seiner Leidenschaften unverkennbar ausgezeichnet wird. Das Stück ist regelmäßiger, ist weniger verworren, als Lear. Es ist ein großer Zwischenraum zwischen Ursache und Folge, keine Sprünge in der Natur und bei Haaren hergezerrte Tollheiten, die nur Grimasse ohne Kunst fordern, die folglich an jedem Stümper beklatscht werden u. s. w.

- 14 — Viktorine, oder Wohlthun bringt
Zinsen.
— 15 — Strich durch die Rechnung von
Jünger; Heurath durch Irrthum von
H. Schröder.

Warum die deutschen Schauspieler
ununterbrochen 5 Tage hintereinander
fortspielen? Weil die wälsche Opera,
welche so ziemlich stark besetzt ist, krank
geworden ist. Wahrscheinlich werden sie
bei ihrer Genesung mit der neuen Opera
des Regini den Anfang machen, und hof-
fentlich wird diese Opera besser gefallen,
als *il ricco d'un Giorno*, die wir nicht
vorellig beurtheilen wollten, — aber unsre
Kritik darüber schuldig geblieben sind.
Wir werden diese unsre Schuld des ehe-
stens abtragen. Nur noch einmal müssen
wir sehen und hören!

III.

Litteratur.

Amalie Ringenthal. Oder Rache und Eifersucht durch Briefe, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Anton Daniel Breicha. Prag bei Joh. Emmanuel Diesbach. 1784. Seite 196.

Herr Diesbach hat die Spekulation des Hrn. Schmieders von Carlsruhe im Kleinen nachspekulirt, und druckt, wie er versprochen hat, die besten Komödien den Bogen für 1 fr. Gott bewahre! wenn jemand verführt werden sollte, es zu glauben: glaubt es auch vielleicht Hr. Diesbach selbst! Der Verfasser des gegenwärtigen Trauerspiels mag wohl seinen Verleger überzeugt haben, daß er ihm an Amalien Ringenthal ein Meisterstück zum Verlag geliefert habe; er hat sich in seinem Anhang bemüht, auch uns davon zu überzeugen, — wir aber begreifen etwas schwer. Er glaubte, es werde ihm was helfen, wenn er die Hansbalken

recht

recht voll nimmt, und mit der schrecklichen Tirade beginnt: „über nichts fallen, die Hummeln von Spöttern so sehr, als über dramatische Stücke!“ Das aber hat nichts geholfen, die Hummeln von Spöttern sind doch darüber gefallen. Hummeln? Wie läppisch — die, wir wollen nicht sagen Kunstrichter, die Kritiker mit Hummeln zu vergleichen? — Allenfalls die Kompilatoren oder Auszügler, die von Plagien leben, könnte man so vergleichen, aber Kunstrichter — was haben die mit den Hummeln gemeines? vielleicht den Stachel? wohl! so reize man sie nicht; und wenn man sich etwas Mittelmäßiges zu liefern fähig hält, so brülle man nicht von seine in eigenen hohen Verdienst, und laß den Leser entscheiden. Nicht als ob wir diese Arbeit für ein mittelmäßiges Stück ausgäben; das wüßten wir auf keine Art zu beweisen, es müßte denn Leser geben, welche ein Trauerspiel ohne Plan, ohne Charakter und ohne Sprache für ein gutes Trauerspiel halten wollten. Um alles zu beweisen, müßten wir das ganze Trauerspiel
ab=

abschreiben, und dieß wäre auf keine Art zu verantworten. Wir wollen als wahre Hummeln nur den besten Honig, aber nicht für uns, aus diesem Stof von einer Tragödie herausziehen. Seite 142. 5ter Auftritt IV. Aufzug. Graf. Ha, da steh ich nun wie ein Löwe, den man (soll heissen, dem man) die Klauen weggehakt hat. Sieht wild und drohend nach Amalien, rennt dann auf sie zu, und faßt sie an den Armen nahe bei Schultern.) Sprich, Meineidige, an wen hast du den Brief geschrieben? oder ich stürme so die Seele aus deinem Leib heraus. (Er schüttelt sie) was das für ein feines Theaterspiel ist! —

Gräfin (wirft sich zu seinen Füßen)
ic. ic. Endlich da er recht sehr in sie bringt, ihm zu sagen, wer den Brief, wovon hier gesprochen wird, geschrieben, sagt sie: Ich kann mich mit keiner Lüge retten.

Warum hebt der Verfasser das Wort kann heraus? warum verlangt er, daß der Akteur, wenn ja die Tragödie eine

Vorstellung erlebte, auf das kann den Ton legen soll? — Er muß hier unstreitig auf die Worte keiner Lüge gelegt werden. Warum dies der Verfasser verlange? Damit er den Leser überzeuge, daß er sich eben so schlecht aufs Lesen, als aufs Schreiben, verstehe. Also:

Ich kann mich mit keiner Lüge retten. Thue was du willst, — ich bin unschuldig.

Graf. Herrlich, herrlich spielst du deine Rolle! Ha Weib, für was soll ich dich halten? Unmöglich bist du ein Menschenkind. Der Vater der Lügen hat dich mit der Sünde gezeugt; aber Lügnerin, Lügnerin! ich will dich bald zu deinem Vater schicken.

Wofür sollen wir den Verfasser eines so tollen, rasenden und regellosen Trauerspiels halten? — Für ein Menschenkind? Nun meinethalben, nur nicht für einen Dichter, nur nicht für keinen Stümper.

II. Bianca Capello von A. C. Meißner in der Dykischen Buchhandlung. Leipzig. 1784. Um allen schiefen Urtheilen vorzubeugen, die allenfalls ein Historiker diesem Roman entgegen brächte, wollen wir den Verfasser hören, wie er die Abweichung von der Geschichte, die er zum Grunde dieses Romans wählte, rechtfertigt. „Die Freiheiten eines historischen Romans, — und mehr soll Bianca nicht sein! — erstrecken sich wohl noch um ein gut Theil weiter, als ich gegangen bin. Jenes berühmte Manuscript der geheimen Geschichte des Hauses Medices, welches Orrery nutzte, und worauf Sansovino, nebst noch manchen anderem baute, mag allerdings für den wahren Historiker und Biographen nicht zulänglich sicher sein; für den Halbroman hat es eine treffliche Eigenschaft — Interesse.“ Dieser Roman, schon in den Stizzen stückweise eingerückt, ist seit vielen Jahren das schönste Geschenk für die Damenwelt, das, nächst Wieland, — nur aus Meißners Feder fließen konnte. Vielleicht bei schiflicher Gelegenheit ein Wort mehr!

V.

Ueber die Würde und Niedrigkeit der menschlichen Natur. Von David Hume. Aus dem Englischen übersetzt. Gezogen aus Litteratur und Völkerkunde. 4 Band und mit unsern Anmerkungen begleitet.

Mensch, was bist du? Welchen Werth hast du vor den andern lebenden Geschöpfen? Ist deine Würde so erhaben, als es einige behaupten; oder ist sie so tief unter den andern Geschöpfen, daß die, deren König du zu sein wähest, nicht Ursache haben, dich darum zu beneiden? Wer kann hier bestimmen? Einen Blick auf das, was du sein solltest, und wie hoch steigst du im Range der Schöpfung! Einen Blick auf das, was du bist, — und wie tief fällst du! Die Menschen selbst sind über ihren Werth uneinig. Vielleicht schon dies ein Beweis, daß ihre Vollkommenheit das nicht ist, was einige Philosophen von ihr predigen. Ueber das man streitet, das ist noch nicht bestimmt,

bestimmt, und so — Würde der menschlichen Natur ich kenne dich nicht!

David Hume trat auf die Seite der Vertheidiger der menschlichen Natur, und kämpfte für ihre Würde. Ob er den Sieg erhalten hat, wollen wir untersuchen, und aus dieser Ursache seinen Aufsatz anwalirt unsern Lesern mittheilen.

„Unter den verschiedenen Sekten der Philosophen sagt er, erheben einige die menschliche Natur zu den Wolken. Sie machen den Menschen zum Halbgotte, der seinen Ursprung aus dem Himmel hat.“ — Wahrlich sehr überspannte Begriffe von dem Menschen, die nur ein schwärmerischer Geist, der den Menschen nach dem beurtheilet, was er sein sollte, aber nicht nach dem, was er wirklich ist, haben kann. Diese unsre Anmerkung rechtfertiget Hr. Hume selbst, da er gestehet, daß zu dieser Sekte Dichter und Priester gehören! „Andere (fährt er fort) erkennen in dem Menschen keinen andern Vorzug, als die Eitelkeit, die ihn über
die

die Thiere erhebet.“ — Vielleicht haben diese nicht ganz Unrecht.

„Ich bin weit entfernt zu glauben, daß derjenige, welcher die Würde der menschlichen Natur herabsetzt, ein Feind der Tugend sein müsse. Vielmehr denk ich, daß ein allzufeines moralisches Gefühl die Ursache ist, warum diese Philosophen die menschliche Natur so sehr erniedrigen.“ — Wahr, sehr wahr! Wer mit kalter Ueberlegung den Menschen studirt; dem nachdenkt, was er sein sollte, oder könnte, und ihn dann mit dem vergleicht, was er wirklich ist, kann der einen erhabenen Begriff von der Würde des Menschen haben? Mus er nicht fühlen, daß die Vorzüge, die er vor seinen zwei- oder vierfüßigen Mitgeschöpfen hat, so klein sind, daß sie gar nicht verdienen in Betracht gezogen zu werden? — „Aber ich glaube auch, daß diejenigen, welche gut von der menschlichen Natur denken, der Tugend mehr nützen. Wenn der Mensch einen hohen Begriff von seinem Range in der Schöpfung hat, wird er sich
natürz

natürlich bestreben, darnach zu handeln; er wird sich hüten, eine schlechte Handlung zu begehen, die ihn unter diesen Rang herabsetzt.“ — Wie unrichtig schließt hier Hr. Hume. Nach seinem eigenen Verständnisse haben Dichter und Priester — die letztern ganz gewis — die überspanntesten Begriffe von der Würde der menschlichen Natur; und doch wie oft begehen sehr viele aus diesen beiden Klassen der Menschen solche Handlungen, die sie tief, sehr tief unter das Vieh herabsetzen?

„Zwischen Tugend und Laster, Verdienst und Unverdienst, u. s. w. ist ein Unterschied, der nur durch Vergleiche erkannt wird. Diesen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere können wir auch nicht anders als durch einen Vergleich erhalten. Der Mensch ein Geschöpf, dessen Gedanken durch keine engen Grenzen weder in Ansehung des Orts, noch der Zeit beschränkt sind; das in die Ursachen und Wirkungen tief eindringt u. s. w. Das Thier ganz das Gegentheil. Eingeschränkt in seinen Gedanken, u. s. w.

Wel-

Welcher Unterschied zwischen beiden! Welchen erhabenen Begriff muß man sich vom Menschen machen! — „Räumt Hr. Hume dem Menschen nicht zu viele Vorzüge ein? Unsere Gedanken unbeschränkt? — In Träumereien und Fantasten kann sein; aber wie eingeschränkt bei dem Nachforschen der Wahrheit. Und wer hat wohl noch tief in die Ursachen und Wirkungen eingebrungen? Können wir in die Ursachen unserer eigenen Handlungen bringen? wir muthmassen, daß wir darum so handeln; aber wer kann es mit Gewisheit behaupten? Höchstens sehen wir die Wirkungen, die Ursachen derselben sind uns verborgen, werden es uns auf diesem Planeten immer bleiben. Aber auch alles dieses zugestanden, so finden wir hierin noch keine so grossen Vorzüge, die im Stande wären, einen erhabenen Begriff von dem Menschen zu erwecken. Welchen Nutzen ziehen wir daraus? Es sind Quellen grosser Thorheiten, die wir begehen, neuer Irrthümer, in die wir uns ohne Unterlaß stürzen, ohne uns je daraus wickeln zu können, Wenn die Thiere alle diese

diese Vorzüge nicht haben, so dürfen sie uns gar nicht beneiden; denn eben dadurch haben sie weniger Fähigkeiten zum Laster, und zur ausschweifenden Thorheit. — Auch weniger Fähigkeit zu grossen und edlen Handlungen, wird man sagen. Was nützt uns diese Fähigkeit, die wir nicht brauchen können, die durch so viele Umstände entweder erstikt, oder doch so gehindert wird, daß sie trotz allem ihrem Wollen nie nach ihrem Vermögen wirken kann? Und wem gehören alle diese Vorzüge? Der Seele! Ist es ausgemacht, daß die Seele der Thiere nicht gleiche Vorzüge habe? Auch das Thier denkt, wie der Mensch; eingeschränkter vielleicht; — und auch das, wer weiß es? Es kann Begriffe mit Begriffen verbinden, sie unterscheiden, es fühlt, es hat also alle die Seelenkräfte, die der Mensch hat. Aber sie zeigen sich nicht in so vollkommenen Wirkungen, wie des Menschen seine. Worin liegt die Ursache? In der Organisation des Körpers. Freilich ein Vorzug. Aber verdient der wohl so viel Bewunderung, da die Verrückung einer kleinen Fieber

Über diesen grossen Vorzug des Menschen völlig zerstören, und das erhabene Geschöpf noch zu viel weniger, als zum Thiere machen kann, zum Narren?

„ Diesen erhabenen Begriff vom Menschen zu zerstören, braucht man zwei Mittel. Erstens eine unlaute Darstellung der Sache, und zu grosse Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur. Zweitens. Neue und geheime Vergleiche zwischen den Menschen und den mit der vollkommensten Weisheit begabten Wesen. Zur Vortreflichkeit des Menschen gehört, daß er sich einen Begriff von einer Vollkommenheit, die über seine Erfahrung geht, machen könne, und daß er von Weisheit und Tugend unbeschränkte Begriffe habe! —“ Um diese Vortreflichkeit sind die Menschen von den Thieren wohl nicht zu beneiden. Diese Begriffe von einer höhern Vollkommenheit, die wir nie erreichen können, machen den denkenden Menschen misanthropisch und unzufrieden. Gleich dem Tantalus sehen wir die schönen Äpfel hängen, strecken immer unsre Hände darnach aus, erreichen sie nie,
und

und müssen allzeit hungern. Haben die Thiere keinen Begriff von einer grössern Vollkommenheit, als die ist, in der sie sind, so glauben sie ihr Ziel erreicht zu haben, sie sind ruhig und glücklich. Der Verfasser gesteht es selbst ein, daß der Mensch von der vollkommenen Weisheit sehr entfernt ist, und er führt dies sehr richtig als die Ursache an, warum so viele, wenn sie daran denken, einen so niedrigen Begriff von der menschlichen Natur haben. Aber er glaubt, der Vergleich zwischen dem, was der Mensch ist, und was er sein sollte, oder könnte, finde nicht statt. — Wir wissen nicht, warum?

„Um uns einen Begriff von unsrer Gattung zu machen, ist gebräuchlich, daß wir sie mit den andern Gattungen, die über, oder unter uns sind, vergleichen; oder auch, daß wir einen Vergleich zwischen einzelnen Geschöpfen von gleicher Gattung machen. Wenn unsre selbstsüchtigen und lasterhaften Grundsätze so sehr über unsre geselligen und tugendhaften herrschten, wie einige Philosophen behaupten, so müß-

ten

ten wir freilich eine sehr verächtliche Meinung von der menschlichen Natur haben.“ — Und daran konnte Herr Hume zweifeln? Hat ihn nicht eine aufmerksame Beobachtung der Menschen und ihrer Handlungen, eine genaue Nachforschung ihrer Triebfeder davon überzeugen können? Unter tausend Menschen wird kaum einer sein, der nicht nach leidenschaftlichen Grundsätzen handelt; und sind diese Grundsätze nicht selbstsüchtig? Tugend, oder Laster entspringen daraus; wir begehen entweder die erstern, oder vollziehen das letztere, wie uns unsere Leidenschaft hinzieht. Mit kalter vernünftiger Ueberlegung handelt selten einer. Und wenn alle unsre Handlungen aus unsern Leidenschaften entspringen, was ist die menschliche Tugend, da sie eine Quelle mit dem Laster hat? Ein Wortgeschwätz der Philosophen!

„Wer die Aufrichtigkeit der Vaterlandsliebe leugnet, von dem weiß ich nicht, was ich von ihm denken soll? Vielleicht fühlt er nicht diese Leidenschaft, und ist also unfähig, die Zweifel, die bei ihm dagegen entstehen, mit Kraft und Wirklichkeit

keit zu heben. " Was versteht wohl Hr. Hume unter der Aufrichtigkeit der Vaterlandsliebe? Eine unelgennützige Aufopferung für dasselbe? aus welchem Beweggrunde? Bloss darum, weil es das Land ist, worin ich geboren wurde? ohne alle andre Absichten? Diese Vaterlandsliebe kennen wir selbst nicht. Wer das Vaterland liebt, liebt es nur der wesentlichen Vorzüge wegen, die er darin genießt, des Glückes wegen, das darin entweder sein harret, oder das er wirklich schon besitzt, und das er in keinem andern Lande zu finden hoffen kann. Wer in seinem Vaterlande nichts zu verlieren, nichts zu gewinnen hat, dem wird es so gleichgültig sein, als die Sandwüsten Arabiens; und der in einem andern Lande grössere Vortheile erlangen kann, als in dem seynigen, der wird des Vaterlands bald vergessen, und es ohne Reue und Betrübniß, wie Voltäre sein Vaterland und die preussischen Staaten wechselweise, da für ihn nichts mehr darin zu hoffen war, verlassen. Die wenigen Beispiele, die man von uneigennütziger Vaterlandsliebe anführen kann,

ver-

verdienen gar nicht in Betracht gezogen zu werden. Sie entsprangen aus einem überspannten Enthusiasmus, der durch den Geiz, Ruhm bei ihren lebenden Landesleuten und der spätem Nachwelt zu erhalten angeflammt ward. Lobe diese Handlungen wer da will; wir können nicht die Wirkungen der Trunkenheit loben, oder bewundern. Und ist Enthusiasmus nicht Trunkenheit der Seele?

„Wer auch die Freundschaft verwirft, der mißbraucht die Worte, u. s. w. Ist man unempfindlicher gegen Zorn, als Freundschaft? Wer sagt, daß ihn Beleidigungen und Unrecht nicht mehr rühren, als Wohlthat und Gütigkeit? Ist das nicht natürliche Zuneigung?“ — Eben dadurch, daß uns der Zorn mehr, als Freundschaft, Unrecht und Beleidigung mehr, als Gütigkeit und Wohlthat rühren und empfindlich machen, beweist Herr Hume, daß unsre selbstsüchtigen und lasterhaften Grundsätze (wie er sie nennt) über unsre geselligen und tugendhaften herrschen.

„Was“

„Was ist natürliche Zuneigung? Auch Selbstliebe. Die Kinder werden von den Eltern geliebt, genährt, mit Sorgfalt erzogen, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, sich in ihren Kindern fortleben zu sehen. u. s. w.“ Der Verfasser gesteht dieses den Philosophen zu, wenn sie ihm die Fakta zugestehen, die daraus fließen. „Diese Eattung Selbstliebe, die zum Guten führt, hat mehr Einfluß auf die menschlichen Handlungen, und oft mehr, als diejenige, die sich in ihrer ursprünglichen Gestalt zeigt.“ — Was will Herr Hume daraus für die Würde der menschlichen Natur beweisen?

„Zwei Dinge führen die Philosophen irre. Die Selbstsucht scheint ihnen so groß, daß sie glauben, es geschehe nur alles ihrentwegen. Jede Tugend und Freundschaft ist mit Vergnügen verbunden, und darum handeln wir so. Falsch und unrichtig geschlossen. Die tugendhafte Empfindung verursacht Vergnügen, aber sie entsteht nicht daraus. Ich fühle ein Vergnügen, meinem Freunde Gutes zu thun;

Her

aber ich liebe ihn nicht dieses Vergnügens wegen." — Warum denn also? Das wußte der Verfasser vielleicht selbst nicht. Eine Ursache muß doch sein, warum ich etwas thue. Diese Ursache hat immer den ersten Bezug auf mein eignes Selbst. Wenn dieses mit meinen Handlungen in keine Verbindung kömmt, handle ich gewis nicht; und keiner wird etwas thun, ohne den ersten Bezug von seiner Handlung auf sich selbst zu machen. Wir sind tugendhafte, nicht weil die Tugend an sich selbst liebenswürdig ist, sondern weil wir von selber einen Vortheil, es sei was immer für einer, erwarten; und wir sind lasterhaft aus gleichen Absichten.

„Dann haben diese Philosophen bemerkt, daß die Tugendhaften gegen das Lob nicht gleichgültig sind, und darum schalten sie selbe, als Ruhmsüchtige, die nach dem Beifalle der ganzen Welt geizten, und des Ruhmes wegen so handelten.“ Auch dieser Schluß ist falsch. Bei der Eitelkeit ist nicht der Fall, wie bei andern Leidenschaften. Wo Geiz oder Rache sich

sich bei anscheinend guten Handlungen einmischen, ist es schwer zu bestimmen, wie viel Theil sie daran haben, und natürlich muß man diese Leidenschaften als den einzigen handelnden Grundsatz ansehen; dies ist aber nicht bei der Eitelkeit.“ — Warum? Die Eitelkeit ist so gut Leidenschaft, als Zorn und Geiz. Ich kann von jener eben so sehr hingerissen werden, als von dieser; sie kann also eben so gut für den einzigen handelnden Grundsatz angesehen werden, als die andern Leidenschaften. — „Die Eitelkeit ist so genau mit der Tugend verbunden, und die Liebe zum Ruhm, der löbliche Handlungen zum Grunde hat, mit der Liebe zu diesen Handlungen um ihrer selbstwillen, daß diese Leidenschaft mehr Mischungen fähig ist, als irgend eine Art von Zuneigung. Die Letztere kann unmöglich ohne Erstere bestehen. Die Ruhmbegierde nimmt verschiedene Schattirungen nach dem besondern Geschmak oder den besondern Gemüthsverfassungen an. Nero hatte eben die Eitelkeit, einen Wagen gut zu regieren, als Trajan die Welt gut zu beherrschen und glücklich zu machen.

Wer den Ruhm liebt, liebt auch die Tugend.“ — Was Herr Hume hier von der Eitelkeit sagt, ist sehr unrichtig. Die Liebe zum Ruhm ist mit der Liebe zu den guten Handlungen nur in soweit verbunden, als diese Handlungen die Mittel zur Erlangung des Ruhms sind; aber nicht um ihrer selbstwillen. Würden diese Handlungen den Geiz nach Ruhm nicht befriedigen, man würde sie auch nicht lieben; es ist also immer unser eigenes Interesse was uns zum Handeln anspornt. Laßt die Menschen mit den größten Lastern einen Ruhm verbinden, und die erhabensten Tugenden (wie die Moralisten sprechen) mit der Schande brandmarken, alle unsre tugendhafte Menschen werden sich aus den Armen dieser Göttin losreißen, und sich in jene des Lasters stürzen. Was übrigens Herr Hume mit dieser Abhandlung für die Würde der menschlichen Natur bewiesen hat, wollen wir nicht entscheiden, sondern es unsern Lesern überlassen. Wir fanden nichts darin, das uns andere Begriffe, als die wir davon haben, hätte beibringen können; und wir glauben, daß jeder,

jeder, der selbst nachdenkt, mit uns hies-
über einig sein werde: daß der Mensch
trotz allem dem, was Dichter und Morali-
sten von seiner Vollkommenheit salbadern
mögen, noch bei weitem das vorzüglich
erhabene Thier nicht ist.

VI.

Predigtenkritik.

Lange schon haben wir unsern theuren
Hrn. Grasel nicht besucht, es war also
billig, sich wieder einmal von ihm im
Christenthume belehren zu lassen. Er
sprach (vermuthlich weil izt Fasching, die
gewöhnlichste Zeit die Himensfackel zu
schwingen, ist) von der Hochzeit zu Kanna
in Galiläa. Johan. 2. — I. 2.

Er fieng bei dem Wunder an, wel-
ches Christus daselbst gethan hat, als er

Wasser in Wein verwandelte, und entwickelte aus diesem Wunder auf eine fast ebenso wunderthätige Art seine zweien Theile, die folgender Gestalt lauteten. Das eheliche Bündnis müsse durch die wechselseitige Treue unterstützt werden: erster Theil; das eheliche Bündnis müsse sich auf eine aufrichtige und ehrerbietige Freundschaft gründen: zweenter Theil.

Herr Grasel läßt es dahin gestellt seyn, wofür uns das eheliche Bündnis gelten soll: ob für ein Sakrament, oder für eine gesellschaftliche Verbindung? So wären doch in beiden Fällen die Eheleute zur Treue verpflichtet. Um diesen Pflichten aber eine höhere Heiligung zu geben, verweist er uns auf das Beispiel Christi. — Wie! war Christus denn verheurathet? — Allerdings! mit der Kirche! Und so wie er der getreu bis ans Ende der Zeit bleibt, sollen auch die Eheleute sich getreu bleiben, bis sie der Tod scheidet.

Ein vernünftiger Mensch erkläre, wenn er kann, die Verworrenheit solcher Begriffe.

griffe. Es ist aber nicht genug den Eheleuten zu sagen, was die Pflicht ist; ein grosser Moralist bringt tiefer. Er bestimmt, worin sie bestehe, und das that auch Herr Grasel. Nicht etwa daß er sich mit der Enthaltksamkeit von aller Ausschweifung ausser der Ehe begnügt hätte; er ermahn- te die Ehleute selbst zur Keuschheit. Weil er sich nun nicht die Mühe nehmen wollte, diesen Satz mit Vernunftgründen zu bewei- sen, so appellirte er an den h. Paulus: Der Mann, der ein Weib hat, soll so thun, als wenn er keines hätte." Hr. Grasel hätte bedenken sollen, daß es nicht genug sei, dem Zuhörer eine unverständli- che Schriftstelle ohne eine verständliche Erklärung zu citiren, um seine wunderli- che Meinung damit zu decken. Er hätte erklären sollen, in was für einem Verstan- de der heilige Paulus pflichtmässig finde, mit einem Weib so zu leben, als ob man kein Weib hätte; denn sonst wäre es ja noch klüger, lieber gar keines zu nehmen, um auch die Unannehmlichkeiten zu erspa- ren, wenn sie durch nichts erträglich ge- macht werden sollen. Aber vielleicht meint

es Hr. Grasel so arg nicht! Vielleicht klinge diese Lehre nur etwas paradox? — Ketneswegs! Er ist so viel Plato, oder — Mönch, daß er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt zu beweisen suchte, die ehliche Keuschheit sei nicht so verdienstlich als die jungfräuliche Keuigkeit. — Aber verdienstlich doch? — Fast so verdienstlich, als der Cölibat! Warum nicht noch verdienstlicher, da hier die Enthaltensameit mehr Ueberwindung kostet? mag Hr. Grasel im Verfolg seiner platonischen Lehre entscheiden, der so verlässlich dort zu entscheiden weiß, wo der Verstand aller andrer Menschen stökt, und nicht begreifen kann.

Zweenter Theil. Zur Erhaltung einer vergnügten Ehe pries er ihnen die gewöhnlichen Tugenden an, einander mit ehrerbietiger Freundschaft ergeben zu bleiben, und ihre gegenseitige Fehler gedultig zu ertragen, auf welchem Felde er mit mehr Glücke baute: denn war's auch nichts neues, so war es doch nicht unverständlich. Leer und matt war seine ganze Predigt. Allein das sind seine Zuhörer schon so

so gewöhnt, daß es keine Aufmuzzung mehr bedarf.

VII.

Politische Nachrichten.

Aus eigener Küche können wir diesmal nichts aufsetzen. Wir nehmen also unsre Zuflucht zu fremden: die Leser mögen nach dem greifen, was ihnen am besten behagt.

Im Journal politique de Bruxelles wird als eine verlässige Wahrheit erzählt, daß in den k. k. Staaten alle holländische Zeitungen verboten wären. Warum denn das? Als wenn das viel kümmerte, was ein holländischer Zeitungsschreiber sträubt! Freilich, wenn diese Herren eben so starke Armeen aufs Schlachtfeld zaubern könnten, als auf ihr Papier; so wär' es so etwas; aber so — mögen sie schreiben was sie wollen, man achtet auf ihr Geschwätze eben nicht viel, und deswegen sind die holländischen

dischen Zeitungen bei uns keine verbotene Waaren.

IV.

Casino zu Wien.

Herr von Fellenbaum hatte den glüklichen Gedanken, zu Wien ein Casino zu unternehmen, das in gewisser Rücksicht Vorzüge vor den Italiänischen haben sollte. Allein es wird Geld, Zeit und günstige Umstände fordern, bis es diejenige Aufnahme erlangen wird, die es zu erhalten verdient. Es scheint, daß dieser Erlustigungsort dem 2ten Adel vorzüglich gewidmet sei, auch ist diese seine Bestimmung die vernünftigste. Der erste Adel hat in einigen grossen Häusern und bei Hofe Gelegenheit genug, sich ganz kennen zu lernen. Er hat keinen öffentlichen und besondern Ort zusammen zu kommen, nöthig. Die ersten Häuser, wo Gesellschaften gegeben werden, sind jedermann, der seine Ahnen gezählt, oder das Bürgerrecht unter ihnen sonst auf eine Art erlangt hat, offen.

offen. Der 2te Adel hingegen ist auf seinen besondern Zirkel eingeschränkt, er zertheilt sich, nur obenhin gerechnet, in 500 und mehrere Spilparthien und ausser diesen einzelnen Kreisen sind sie einander so fremd, als ob Wälder und Meere sie trennten. Wenn sie ein ansehnlicheres Spiel oder einen Hausbal geben wollen, so haben sie Mühe, 24 Paare von ihren guten Bekannten aufzusuchen. Ihr gesellschaftlicher Ton muß nothwendig so eingeschränkt sein, wie ihre Cirkel; Ihr Umgang einfach ihre einzige Zuflucht, Karten. Das Casino verdient in diesem Anbetracht Lob und Aufmunterung. Es verschafft dem 2ten Adel Gelegenheit, sich eben so ganz kennen zu lernen, und das Vergnügen einer grossen mannigfaltigen Gesellschaft ohne allen Zwang und auf die wohlfeilste Art von der Welt zu genießen. Dieses Vortheils wäre nun sogar der erste Adel beraubt. Im Casino ist jeder Gast zu Hause, wählt sich nach Wohlgefallen seine Spilparthie, macht Musik, oder hört derselben zu, geht mit seinen Bekannten auf und ab, lernt in wenig Tagen die

halbe Stadt kennen, liest Zeitungen und Journale (denn mit der Zeit würden schon mehrere vorhanden sein,) und erspart, sich zu puzen; welches die Ehemänner und Väter wohl überlegen, und berechnen sollten.

Diese Freiheiten und Annehmlichkeiten sind in keinem Privathaus zu erwarten. Ueberall muß ein gewisser Zwang herrschen; nirgend darf ein fremder ohne beschwerliche Zierereien und Etikets Umstände eintreten; und man muß hölzern beschaffen sein, wenn man kein Verlangen tragen sollte, mit fremden Reisenden, die gewiß einen solchen Ort aufsuchen, bekannt zu werden, und selbst sich untereinander mehr kennen zu lernen.

Was der besseren Aufnahme dieses Casino im Wege steht, ist der Eigennuß einzelner Privathäuser, welche vom Spielgelde leben, und ihre Bedienten sogar unterhalten. Sonst ist ja der Vortheil, es oft zu besuchen, und einander daselbst zu bestellen, so sehr in die Augen springend, daß

daß man nur blind sein müßte, ihn nicht zu sehen. Für die Erlage von 1 fl. 15 kr. kann man das ganze Jahr hindurch zu allen Stunden das Casino besuchen, daselbst alle Zeitungen lesen, und Musik machen, oder sich nach seinen Bekannten umsehen. Wenn man aber spielen, oder essen und trinken will, so ist der Unternehmer bemüht, seine Gäste für die billigsten Preise bedienen zu lassen. Das Casino besteht aus 6 Zimmern und 1 Saal. Abends ist alles mit Wachs beleuchtet, der Saal wird nur bei grossen Konzerten und Bällen eröffnet. Für alle Bälle und Konzerte ist man für 6 Dukat. das ganze Jahr hindurch frei, und kann noch eine Dame mitnehmen. Es ist zu verwundern, daß die Fräuleins diese Unternehmung nicht eifriger in Schutz nehmen, denn nur durch Bekantschaften und ehrbare Zusammenkünfte auf Erden können die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Das Casino wäre, deucht uns, eben so unschädlich, und viel bequemer, als es die Kirchen sind, deren man sich bedient,

bedient, über einige Stühle weit durch die Seufzer der frommen Betschwester die Seufzer der Liebe zu expediren, und mittelst der Augensprache sich über die Angelegenheit des Herzens zu besprechen. Und die Weiber? — Ja nun, die sind so klug, daß sie sich alles trotz tausend Augen zu Nutzen zu machen wissen! —

I.

Fortsetzung von Wien.

Die Redoute.

Nach dem Ausspruche der Reisenden, und des hiesigen Versezamtes sind die Wiener Redouten die prächtigsten in Europa. Wenn die beiden Redoutensäle voll sind, so sind ungefähr 2600 bis 3000 Menschen beisammen, und dies pflegt einigemal des Faschings einzutreffen. Die Beleuchtung ist unvergleichlich, die Erfrischungen bis auf die Limonade, die sehr viel Zwicken und Abweichen bewir't, so so, der Staub unerträglich, die Geufzergänge für so viele Geufzende zu schmal, der Speisezimmer für Wienerredouten zu wenig; die Musik,

2 B. 4. H.

x

welche

welche nicht das wichtigste bei diesen Bällen ausmacht, viel zu gut. Die Kassa der Redouten ist mit jener des Theaters verbunden; daher ist es leicht zu erachten, daß die Musen, gäbs weniger Liebsintriguen zu Wien, schmale Dissen esser würden. Diese glücklich Unglücklichen sind der wichtigste Theil. Wir wollen etwas aus der Lobrede auf die Redoute herausziehen, die in den komischen Erzählungen in Versen (Berlin 1785. bei C. F. Hinburg) vorkommt, und auf alle Redouten überhaupt paßt; damit bei guter Gelegenheit unsere Leser mit der Laune dieses Büchlechens bekannt werden.

Ja, die Redoute. Sie giebt allen mü-
den Kraft,

Sie ist der Freuden Zänstrelsaft,

Sie heilt, was sonst kein Balsam
heilet;

Und was kein Umschlag mehr zertheilet,
Zertheilt ihr Del: Melancholie,
Und Hektik, und Hypochondrie,

Und

Und Magenkrampf, und schleichend
Fieber,
Und Nervenschwäche, und was noch
drüber
Von Wassersucht und Podagra,
Und Sicht, und Schwindel hie und da
Auf Erden kreucht, samt anderen
Schmerzgesindel,
Wozu's an Namen fehlt, das packt
sie in ein Bindel,
Steckt es, wie Raupennester an,
Und brennts zu Staub vor jedermann.
Sie tränket, die nach Ehren dürsten,
Sie macht den Knecht zum Graf und
Fürsten,
Sie schafft die Magd zur Dame um;
u. s. w.

Solche Verwandlungen sind sehr fühl-
bar. Die Kalanders, die, um recht ihren
Witz zu üben, jedermann mit Rippenstößen
bedienen, sich zum Tanzen vordrängen, und
ihren Nachbarn ungeschickt auf die Füße
treten, — möchten wohl dergleichen Leute

chen seyn, die froh sind, für 8 Stunden lang die Liore ausgezogen zu haben.

II.

Anekdoten und Charakterzüge,

Mittel, schlechte Pr. auszurotten.

Zu Nürnberg fiel es einem katholischen Kontroversiriter bei, seiner Gemeinde die begreiflichsten Ideen vom Fegfeuer, die er aus Kochem geschöpft haben mochte; mitzutheilen. Natürlich führte ihn seine Materie zum Schimpfen über die Lutheraner, die die Begreiflichkeit seiner brennbaren Vernunftgründe, nicht fassen konnten. Allein sein Eifer hatte auf die katholische Nürnberger Gemeinde einen so widrigen Eindruck gemacht, daß sie ihn in Gottesnamen schimpfen ließen, ohne ihn anzuhören. Es entfernte sich einer nach dem andern, und eh er noch zum zweiten Theile seiner Schimpfungen kam, war die Kirche leer. Wenn sich eine jede Gemeinde, sobald

bald dem Pr. der Faden der Vernunft ausgeht, dieses Mittel bediente, so würde man in kurzer Zeit entweder gar keine Predigten, oder doch keine Pochline, Faste, Merze und Konforten haben.

Der gerechte Bassa.

Ungefähr vor fünfzig Jahren fiel einem Bassa zu Kairo, aus dem Geschlechte der Kuperlis ein, eine Finanzspekulation zu machen. Auf den Schultern eines Bassa sitzt selten der Kopf eines Nekkers, folglich scheint in der Türkei oft Erpressung zu sein, was man in einem polizirten Reiche, milde Anstalten nennt. Ueberall ist es auf Abgabe und Geld abgesehen! aber in der Türkei beweist man ihre Nothwendigkeit nicht mit so schönen Ursachen. Der einzige Bassa, von dem hier die Rede ist, wollte von der gewöhnlichen Methode abgehen. Er berief eines Tages die vornehmsten Rabbiner und Aeltesten seiner ägyptischen Israeliten. „Glaubt ihr (sagte er zu ihnen) daß ihr in gerader Linie von den Söhnen Jakobs abstammet?“ — Allerdings! erwiederten

ten die Rabiner. — Bekennt ihr euch (fragte der Bassa weiter,) zu allen Sätzen und Worten, die in euren heiligen Büchern enthalten sind? — Allerdings! antworteten die Rabbiner ohne Bedenken. Nun so werdet ihr aus dem 12 Kapitel des 2ten Buches Moses wissen, daß eure Vorfahren unsern Vorfahren, als sie aus Egipten zogen, Silber, Gold und Kleider gestolen haben. Unser allergnädigster Grosherr, als der Beherrscher von Egipten hat das Recht, die seinen Unterthanen gestolenen Sachen zurück zu fordern. Ihr werdet also so lange im Gefängnisse sitzen, bis ihr ersetzt, was ihr damals entfremdet habt.

Wiziger Einfall einer Dame.

Man sagt von den Gimpeln, daß sie die Eigenschaft haben, gewisse Krankheiten, besonders den Rothlauf (die Rose) an sich zu ziehen. Vor einigen Tagen speiste an der Tafel seines Herrn ein Hofkaplan, aus dem Orden des heil. Franz, der ein Hi-

po=

poehondrist von einer ganz besondern Art ist. Alle Krankheiten, worüber man sich in seiner Gegenwart beklagt, glaubt er diesen Augenblick zu haben — Mutterzustände selbst nicht ausgenommen. — Als nun von der Krankheit des Herrn die Rede war, sagte der Franziskaner: das ist sonderbar; ich kriegte an dem nämlichen Tag das nämliche Fieber. Nicht so sonderbar, erwiederte eine Dame, denn Euer Hochwürden haben die Natur eines Gimpels.

III.

K. K. National = Theater.

Am 17. Jenner Le gelosie vilane.

— 18. — Die drei Töchter. Alle Göttersdorf spielte die Rolle der naiven Adamberger, aber ersetzte sie nicht.

— 19 — La dama incognita.

— 20 — Eugenie, von Gotter bearbeitet; und die große Batterie.

— 21 — Il barbiere di seviglia.

Am

Am 22 Jenner. Erziehung macht den Menschen; Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von dem berühmten Verfasser des Postzugs.

Womit fast so manche Stücke sich entwickelt haben, womit noch künftig manche Abenteuer = Dichter ihre Schau- und Lustspiele entwickeln werden, begann diese Komödie; nämlich, daß dem Grafen v. Ehrenwert seine Tochter geraubt wurde. Ein Mädchen, das er auf das sorgfältigste erzog, die er wie seine Seele liebte, die aller Liebe würdig war. Sie war nicht seine Tochter. Man hat sie in ihrer Kindheit verwechselt, und seine eigentliche Tochter einem Landmann überlassen. Nun bekennt die Betrügerin ihre Schuld auf dem Todebette, nun kommt der Bauer seine Tochter zurück zu fordern etc. Diese Situation ist nicht weniger interessant, als die darauf folgende, da der vernünftige Vater seiner

seiner vermeintlichen Tochter ihr hartes Schicksal ankündigt. Sie entschließt sich sein Haus zu verlassen, und der Stimme der Natur zu folgen. Dieser edle Entschluß vermehrt die Liebe ihres vormaligen Vaters, und da nun diese Liebe das Gewissen und die Gesezze keine Grenzen sezen konnten, trug er ihr seine Hand als Gemäl an, welche sie mit Entzücken annahm. Daß die Komtesse Ehrenwert in der Bauernhütte nicht ad usum delphini werde erzogen worden seyn, daß diese plötzliche Veränderung ihres Standes manche komische Situation veranlaßt haben werde, — und manche Moralsprüche — die mit Verstand benutzt wurden, ist leicht zu errathen. Herr Ziegler, der Liebhaber der bürgerlichen Komtesse zeichnete sich als ein Schauspieler von Talenten aus. Wir hatten seine Fähigkeiten und seinen Fleiß schon ehedem bemerkt; verschoben dieses Geständniß aber nur darum, weil es für die Kunst der jungen Schauspieler gefährlich zu seyn pflegt, sie zu früh zu loben! — Allein wir hoffen, daß Herr Ziegler den Beifall, den
wir

wir ihm nach oftmaligem Volksgeflatschungen, wie wohl verdient er massen, geben, nicht dahin auslegen werde, zu glauben, wir sähen nicht, — wie weit er noch von dem Punkt entfernt sei, den er eher vielleicht, als er, bescheiden genug, selbst glaubt, erreichen kann. Er hat Figur, Organ, und Empfindung aus der Hand der Natur empfangen, und wo es blos auf diese Eigenschaften ankommt, bleibt mancher Künstler hinter ihm zurück; allein wo blosse Kunst, bloßes Studium, bloßes Nachsinnen, tief versunkene Perlen aus dem Meere von Menschen und Thatenkenntnis heraus zu holen, den verworren scheinenden Charakter ganz zu zerlegen, — wo dieses nur erfordert wird, wo keine starke angelegten Züge, wo bloße Miniatur, wo keine brausende Leidenschaft, — wo nur feine Nuancen derselben — dem Verstande, nicht dem Blute; der Vernunft, nicht dem Temperament des Mteurs darzustellen obliegen, wie weit ist da Herr Ziegler schöne Figur, glückliches Organ und leicht erwecktes Gefühl — hinter Schröbern? das, hoffen wir, beleit-

Beleidigt Herr Zieglern nicht: sondern wird aufmerksam ihn machen, wird die Wege auszuspähen ihn bewegen, dahin zu gelangen, wo Herr Schröder bereits ist, und dann weiter nach zu dringen; ja weiter noch: denn auch Herr Schröder ist nicht am Ziele, um sagen zu können, bis hierher; oder: hier ist die Kunst mit Bretern verschlagen! — Allein dünkte sich dieser junge Künstler schon am Ziele zu sein, — dünkte er sich auf der nämlichen Höhe mit Hr. Schröder zu stehen, nun so wäre nichts daran gelegen, wenn er sich beleidigt fände; denn fürs Theater war er doch ein für allemal verlohren. Daß wir dieses Lob, ohne Henchelei, auch seiner Liebhaberin geben könnten! daß wir auch bei der soviel Talent wahrgenommen hätten! — Aber — doch, was sollen unsere Auser nützen? wer soll der Schauspielerin sagen können, wo sie fein und naïv, und wo sie grob bäurisch seyn solle, wenn sie es selbst nicht fühlt, wenn es ihr eigener Genius ihr nicht sagt? Und dies wäre noch allenfalls thunlich, dies könnte bei der Leseprobe abgethan werden,

werden; aber schwerer unthunlicher noch ist es, ihr zu sagen: wie sie naiv sein solle. Wer hat es je Mad. Adambergern gesagt?

Den ersten unsichtbaren Stof zu einem Schauspieler liefert die Natur, die Ausbildung dieses Stofs nimmt die Kunst auf sich. Wo aber wenig Stof ist, was will da die Kunst ausrichten?

So auffallend nun diese bairische Komtesse die Naivität verwahrlosete, womit sie der Dichter in manchen Stellen ausschmückte, so sei es doch weit von uns entfernt, der Schauspielerin alle Talente abzusprechen. Vielleicht sahen wir sie noch in ihrem Fache Rollen nicht. Herr Brokmanns Ruhm, als er nach Wien kam, war durch die Berliner-Trompeten, in ganz Deutschland entschieden. Und doch spielte er uns bemerkt lange zu Wien, ehe sein Tag gekommen war. Wohl der Demois. Göttersdorf, wenn sie hier ein gleiches Schicksal erlebt. An der Möglichkeit ist nicht zu zweifeln; — denn manche Künstler, wenn dieses

dieses ehrenvolle Wort so mißbraucht werden darf, — die nicht werth sind, ihr das Wasser zu reichen, — werden zu Wien ganz außerordentlich groß bewundert und vergarrifizirt! — das hiesige Publikum ist eben so leicht zu gewinnen, wie jedes andere. Sollt es der Schauspielerin nur einmal in den Gedanken kommen, recht sehr zu übertreiben, und die Leidenschaften zu zersezzen, oh! dann fehlts gewiß nicht an Bravo und Geflatsche! — Wenn wir uns nicht zum Gesetz gemacht hätten, möglichst kurz zu sein, würden wir Hr. Br. fragen, warum er in der Rolle des Grafen auf dem Lande so gar in Gala über und über gestickt und gepuzt erschienen ist? — Er, der, in der Rolle des Grafen Ehrenwerth zu philosophisch denkt, um auf dem Lande so dockenmäßig aufgestuzt zu sein? würden den Dichter fragen, warum er die Entwicklung des Stücks durch einen Brief bewerkstelligte? warum Er uns eine der interessantesten Szenen, die Liebeserklärung eines vormaligen Vaters seiner vermeintlichen Tochter, entzog. Wie viel Gutes hätte eine solche

Szene

Szene enthalten, wie dieses Gute seine vermeintliche Tochter, unsere vortrefliche Dem. Jaquet sagen können? — Der moralische Endzweck dieses Stücks, den Ahnenstolz zu demüthigen, würde leichter erreicht worden sein, wenn statt der schönen Sentenzen, mehr davon ins lächerliche wäre gezogen worden. Billig sollten gewisse Dinge gar nicht gewürdigt werden, — bei dem Richterstuhl der ruhig urtheilenden Vernunft zu erscheinen. Sie verdienen ausgezischt zu werden: aber die Vernunft darf man deshalb nicht misbrauchen, und lächerlich machen. Durch Vernunftgründe die Bewohner des Narrenthurms überzeugen wollen, daß sie nicht klug sind! So lange sie sich ruhig verhalten, so habe man Mitleiden mit ihnen, fangen sie aber zu rasen an, so peischt man sie. Dieses letztere hätte der Verfasser mit seinen Ahnenstolzen, welche er in die Kur genommen hat, thun sollen. Daß Erziehung den Menschen macht, ist kein Satz, der durch einen einzigen Fall erwiesen werden kann. Diese Wahrheit ist von einem viel zu groffen Umfange, als daß

daß sie in einer Komödie ganz erschöpft werden könnte: allein dem ungeachtet wäre das nicht Grund genug, diese Wahrheit von der Schaubühne zu verbannen. Was sie allensfalls ausschließen könnte, wäre ihre Trivialität. Von dieser Wahrheit ist jedermann nur zu sehr überzeugt, oder wenns nicht jedermann ist, so sind die Fantasten mit so wenig Gründen, als in dem gegenwärtigen Stücke vorkommen, und durch einen einzigen Fall gewiß nicht zu überzeugen.

IV.

L i t t e r a t u r.

Bianka (skizzirt.)

An Hrn. Meißner.

Erlauben Sie mein Freund, daß ich es wage, eine Skizze ihres Romans meinen Lesern mitzutheilen. Wir dürfen Bianka Capello nicht so ganz und gar gleichgültig

gültig anzusehen scheinen. Unfre Kürze, welche die vornehmste Pflicht dieser periodischen Schrift ist, wäre hier eine litterarische Sünde, davon uns selbst die allgemeine deutsche Bibliothek, die Meißnern eben nicht schült, kaum lossprechen würde. Und diese Sünde gegen den höhern Menscheng Geist, — diese Gleichgültigkeit gegen die Werke des Genies würde noch dadurch erschwert werden, — weil die litterarische Kürze oder Länge eines Werkes nicht nach der Elle gemessen wird, weil man auf ein halb Duzend Bogen noch immer kurz, und auf einer halben Oktavseite noch immer viel zu weitläufig seyn kann. Die Franzosen, man sehe z. B. nur den *Mercur de France*, schlagen bei vielen unbedeutenderen Erscheinungen einen Lärm, den nur ihre natürliche Lebhaftigkeit entschuldigt; sie kündigen Mäuse wie Berge an; und der pflegmatische Deutsche, — schweigt, wenn er auch selbst einen Agathon erhält. Die französische Dianka Capello hat in Frankreich wahrscheinlich mehr Glück, als die deutsche hier gemacht; und doch wie tief unter der
deut-

deutschen Bianka liegt nicht die französische? — Wie unnatürlich der Hause von Abentheuern, wie einfach dagegen der deutsche Roman?

Bianka sieht Bonaventuri, den ihre Hofmeisterin für Salviati einen der angesehensten Florentiner hält, von dem Sie auf der Strasse angeredet wurde. Sie soll das Leben seines Freundes retten. Wie! — Sein Schicksal steht in Capellos richterlichen Händen, Capellos Herz in Biankens Willführ, Biankens Freiheit unter ihrer Aufsicht. Die Hofmeisterin schlug ein, und versprach ihm, daß er Bianken sehen würde. Sie sieht ihn in der Ferne, ziemlich gut gewachsen, sagt sie, soviel ich sehen kann, für sich ziemlich gut? — Gütiger Himmel verzeih mir die Lüge. Ich habe nie noch etwas schöneres gesehen. So beginnt ihre Liebe. Er fängt an für seinen Freund zu bitten; die Hofmeisterin geht bei Seite. Schlagen Sie diesen misgünstigen Schleier zurück. Wenn ich gewürdigt werde ihre Augen zu sehen, dann werd' ich nicht nur neubeseelt

mich fühlen, sondern auch in ihnen lesen können, ob mein Freund Erhöhung findet. Er wird ihm die Seltenheit einer Fürsprache und ihrer Neugierde wegen gewährt. Was fordern sie? Nichts als ein einziges Wort edle Signora, erwiedert Bonaventuri. Der kleinste zufriedne Wink, wird einem Unglücklichen das Leben wieder schenken, dessen so eben zu verlieren in Gefahr steht.

Bianka. Aber für welches Verbrechen soll er denn sterben?

Bonav. Für die schuldloseste Verwegenheit, die je in eines Sterblichen Busen sich einschlich. Dieser Unglückliche liebt; — liebt mit Flammenglut; liebt sie schönste Bianka, und dieser Unglückliche, dieser Frevler — bin ich. Wie mein Herr, — Er unterbricht sie mit Flehen, mit ihrem Todesurtheil noch inne zu halten, und nun kommt zum größten Glück die Hofmeisterin. Hier fragt Bonaventuri, ob sein Freund hoffen dürfe? —

Bianka.

Bianka. Gehen Sie und sagen sie ihm, zwar sei seine Verwegenheit groß; doch dürft' er, sein Fürsprecher sei zu gut gewählt, als daß man nicht wenigstens auf meinen guten Willen rechnen könne. Wer in diesen wenigen Situationen, dieser letztern Szene besonders die Klugheit des Dichters und seine Kenntniß der Herzen, seine Kenntniß der Liebe sieht, der lege nur immerhin den Roman bei Seite, der, ganz der Liebe geweiht, fühlbare Leser voraussetzt.

Nun griff die Flamme um sich. Bianka in der Meinung, daß es Silviati sei, beschloß ihn zu rufen. Sie bestellt ihn zu sich des Morgens um 3 Uhr. Er kommt, sie will ihn umarmen — besinnt sich bei Zeiten noch; — er stürzt zu ihren Füßen, hier widersteht sie nicht länger, sie hebt ihn in ihre Arme, und drückt Küsse auf seine Wangen. Hier entdeckt sichs, daß Er nicht Salviati sei. Gott welch ein Irthum! Doch besiegt endlich die Liebe alle übrigen Gedanken an Conventionen. Es ist genug liebenswürdiger Jüngling, sagte sie, sie ein-

mal geliebt zu haben, um sie ewig zu lieben. Doch muß es geschieden sein; denn der Vater würde nie einwilligen, ihre Besuche meine Tugend, die allein mir werther als unsere Liebe ist, verdächtig machen. Nie wird Dianka eines Andern werden, wenn sie die ihrige nicht werden kann. Nun sah Dianka ein, daß die Schmerzen der wartenden Liebe, der Liebe höchste Schmerzen nicht gewesen sind. Nun streitet ihre sterbende Vernunft mit ihrer immer mehr und mehr auslebenden Leidenschaft. Die letztere siegte auch izt. Bald schalt sie über den Verwagnen, bald hätte sie den Handlungsdiener nicht gegen den Dogen von Venedig vertauscht. Sie schreibt an ihn; bittet ihn, ihr, wenn sie ihm ja was hartes in der letzten Zusammenkunft gesagt haben soll, zu verzeihen. Sie wisse nicht was, sie sprach. Nur des Schwures, seine oder keines andern Mannes Gattin zu werden, entsinne sie sich und wiederhole ihn. Auch hab ihr ihr Gedächtniß das schreckliche Bild seines Schmerzens aufbehalten. — Jüngling, verzweifle nicht! die größten Besorgnisse

nisse wandeln sich oft in Hofnung! Gott und der Liebe ist ja kein Ding unmöglich. Welcher einfache Plan, wie alles Natur! wie alles aus dem Herzen, alles aus den Archiven der Liebe geschöpft! — Was Bonaventuris Liebe vermehrte, mehrte nothwendig seine Schmerzen. Bianka zitterte für sein Leben. Ich darf es, schrieb sie an ihn, nicht länger anstehen lassen, dir zu gebieten: Trage Sorge für dich selbst! Gehorche, oder zittere, wenn du es unterläßt, denn dann verklagt dich auch dort die Thräne deiner Bianka. Konnte Bianka, konnte Sapho mehr sagen? Doch glaubte Bonaventuri in dem Briefe das Feuer und den Ton zu missen, der in ihrem Betragen herrschte, als sie noch glaubte, daß er Salviati sei. Für alle Pflichten wolle er indessen, die seiner Selbsterhaltung ausgenommen, Bürge sein. Entscheide selbst wenn du mich anblicktest, versenkt in einen dunklen Kerker, von giftigen Schlangen rings umschlungen, von einem nahen Feuer langsam geröstet, und nur einen einzigen Arm noch frei, diesen Arm bewafnet mit einem Dolche:

Dolche: würdest du mir dann wohl zurufen: Freund, nütze diesen Dolch nicht! Dulde deine Quaal! du mußt zwar in einigen Stunden sterben; aber stirb wenigstens ist noch nicht! Er verlangt noch ein Gespräch mit ihr. Das gieng nicht an. Sie war zu viel bewacht. Er macht ihr den Vorschlag zu ihm zu kommen. Er wagt es mit Zittern; er benennet ihr das Fenster, an welchem er sieben Nächte hindurch auf sie warten will. Er beugt allen Einwürfen mit den glühendsten Ausdrücken vor. Er hatte gut widerlegen und vorbeugen, da Dianka liebte. Wie? wenn er ist, (des Mitternachts) vielleicht meiner harrete? bei jedem rauschenden Lüftchen an Thür und Fenster eilte? — — Wenn man mich hinschlüpfen sähe? meine alsdann der Verläumdung pr esgegebene Ehre, o Bonaventuri für den sich willig stürbe, dem allen wolltest du mich bloß stellen? — Wie? für ihn sterben? Ist Spott, Verläumdung, strenge Behandlung des Vaters Schlag und Einsperrung selbst mehr als Tod? Ihm willst du für Bonaventuri dich unterziehen, und

und jenen Prüfungen nicht. Dieses bestimmt sie, sie flieht in seine Arme, findet, als sie zurückkehrt ihr Haus verschlossen, und hier — dieser kleine Umstand, der sie vor den Folgen erschrocken macht, entscheidet ihr Schicksal. Sie beredet den Bonaventuri Venedig zu verlassen, und seine Gattin zu werden. Sie flohen nach Florenz. In dem härtesten Verhältniß des Lebens, wo sie zur Arbeit ihre Hände darbieten und ihre Kräfte anstrengen mußte, hielt sie aus, blieb ihren Grundsätzen und ihrer Liebe treu. Der Herzog wird von ihren Reizen verwundet. Mendragone und seine Gemahlin bemühen sich demselben bei dieser Gelegenheit zu dienen. Der Fürst erscheint, und Dianka ergreift die Gelegenheit ihm zu sagen, daß ihre Ehre, und die nicht ganz unverdiente Liebe ihres Gemahls ihr ganzer Reichthum sei. Sie will nicht allein Schuld sondern auch Argwohn vermeiden. Der Herzog macht ihr fürstliche Anerbietungen, wenn sie ihm die Freiheit läßt, sie zu lieben. Sie erwiedert alles dies mit Worten, die nur Edelmut und Tugend einge-

eingeben können: verwirft die Gunst des Fürsten, wie wohl er, was sie ihm zugesteht, einer der schönsten Männer sei. Sehr viel für die Folgen, aber noch immer sehr wenig für ihre Gefahr zugestanden. Sie tugendhaft, und liebt noch ihren Mann. Nun will sie fort aus Florenz. Bonaventuri glaubt, der Herzog habe sie mit Abschlagung seines Sicherheitsbrieses für ihn betrübt. Sie fürchtete seinen Argwohn, und verbarg also die Ursache ihres Kummers. Izt wurde dem Bonaventuri sogar ein Dienst als Sekretär des Fürsten angeboten: und er preißt sich nun selig. Der Herzog Franz ist der liebenswürdigste Fürst. Was Wunder, wenn Bonaventuris argloses Herz für ihn von Ehrfurcht durchdrungen ist. Die Zeichnung seines Charakters ist unvergleichlich, ist voller Leben; unverkennbar Meißners Pinsel und sein Kolorit in der Ausarbeitung der Ausmalung dieser Zeichnung.

Rassandra just das Gegentheil von Bianten wurde im Kurzen die Beherrscherin
des

des am Hofe glücklich gewordenen Bonaventuri. Das errieth Bianka, und Kummer durchdrang ihr Herz. Er mußte um so wüthender werden, da sie ihn zu verbergen suchte; da der schadenfrohe Kuppler Mandragone mit seinem Spott=Mitleid von Hint-ansezzung einer Bianka sprach; da Kassandra wirklich in keinem Unbetracht nur der geringsten Aufmerksamkeit würdig war. Hier glaubte der Herzog Gelegenheit zu gewinnen, sich seiner Liebe mit glücklichen Erfolg wieder zu überlassen. Aber vergebens. Alle Vorschläge wurden verworfen. Endlich kam es doch zu Vorwürfen, die zärtlich und herzspaltend sind. Desto mehr Schatten fällt auf den Ungetreuen, ungetreu einem solchen Weibe! Er leugnet seine Liebe; sie zeigt ihm endlich einen Brief von seiner Hand an Kassandra, welchen ihr Mandragone verschafte. Bonaventuri erschrickt, und erschrickt noch mehr ... daß er aus Biankens Hand diesen Brief unerbroschen erhält. Dieser Schrecken erfüllt ihn mit Reue: welche sie wieder ganz mit ihm ausböhnt. Hier erst entdeckt sie Bonaventuri, daß ihre Reize, welche ehemals

das

das Glück hatten, ihn zu besiegen, nun das Unglück haben, die Begierden des Großherzogs zu reizen. Man dachte an Flucht, allein Bonaventuri jagte mehr seines izzigen Amts als der Kassandra wegen. Nun kam sein Freund Martelei, der ehemals zu Venedig die Hälfte seines Herzens besaß, und riet ihm, Flucht zu nehmen; allein die Reize des Hofes bemächtigte sich ganz seiner Klugheit. Kassandra warf neuerdings ihre Netze aus, und verstrickte den schwachen Bonaventuri. Bisanzen verzehrte der Gram. Ich hab's nicht um ihn verdient, seufzte sie oft; will's auch künftig nicht verdienen, fügte die Edle hinzu. Allein Bianka war nicht die einzige, vor welcher er nun zu zittern hatte. Die Anverwandten Kassandra's nahmen die Rache auf sich; besonders ihr Onkel, der sich durch eine Liebe zwischen Bonaventuri und seiner Nichte beschimpft hielt. Es kam zur Erklärung. Bonaventuri konnte diesen Stolz nicht vertragen, und sagte dem Onkel Kassandra's alles, was einen Ehrgeizigen zu den schrecklichsten Unternehmungen bestimmen kann; bald ward es überall kund, und Bianka die zu
Stolz

stolz war, um noch einmal ihm mündliche Vorwürfe zu machen, that, soviel sie konnte, durch Briefe, allein die minutenlangen Eindrücke lösch bald wieder Kassandern aus. Bald darauf ward er von Banditen angefallen, und schändlich ermordet. Es war nicht genug an Bonaventuri, auch Kassandra mußte sterben. Bei der Ermordung Kassandras durch Banditen hat H. Meißner den feinen Dichter wieder hervorstechen lassen. Der Eine ihrer Mörder, ein Bollüstling, denkt menschlicher, als der andere, der ihre Brust durchsticht. Diesen Zug hat er hier ganz besonders herausgehoben. Nun sieht Dianka den Gemahl in seinem Blute. Welch ein Anblick! Man rief die Aerzte. Sie zweifelten ob ihre kräftigsten Mittel ihm das Bewusstsein auf einige Minuten noch geben würden. Sie brachten ihn noch einmal ins Leben, damit er in den Armen des zärtlichsten Weibes sterbe. Sie bedeckte ihn mit Küssen und Thränen, schnitt ihm eine blutige Locke ab, um ihr schmerzliches Gefühl täglich zu erneuern. Sie bat um ein Gespräch mit dem Großherzog ihn zur Rache zu bewegen. Sie nannte

nannte die Mörder, welchen, weil sie die Flucht ergriffen, nachgesetzt wurde. Hier spricht der Großherzog abermals von seiner Liebe, aber was müßte Bianka sein, wenn sie ihm hätte Gehör geben können? Indessen starb die Gemahlin des Großherzogs, und die Mörder Bonaventuris holte endlich Rache und Gerechtigkeit an. Der Fürst meldete es der trauernden Wittwe. Schwebe nun, (sprach er, das Bild Bonaventuris anblitzend,) zu dem Ort deiner Bestimmung, Schatten, des Ermordeten, im Leben so neidenswerth durch den Besitz des schönsten Weibes, und noch neidenswerth im Tode durch ihre Thränen um dich. Hierauf folgte abermals eine neue feuerliche Erklärung, ohne aber daß Bianka in sein Flehen einstimmt. Indessen (bishieher war Bianka ein Engel, ein weiblicher Grandison im Buche nur, igt erscheint das Weib, noch immer das liebenswürdigste, noch immer das seltenste Weib) gab ihr Herz nach. Sie hebt, sie macht sich Vorwürfe darüber, aber es ist genug, daß sie liebt, um diese Vorwürfe zu vernichten. Allein igt fällt ihr

Bona=

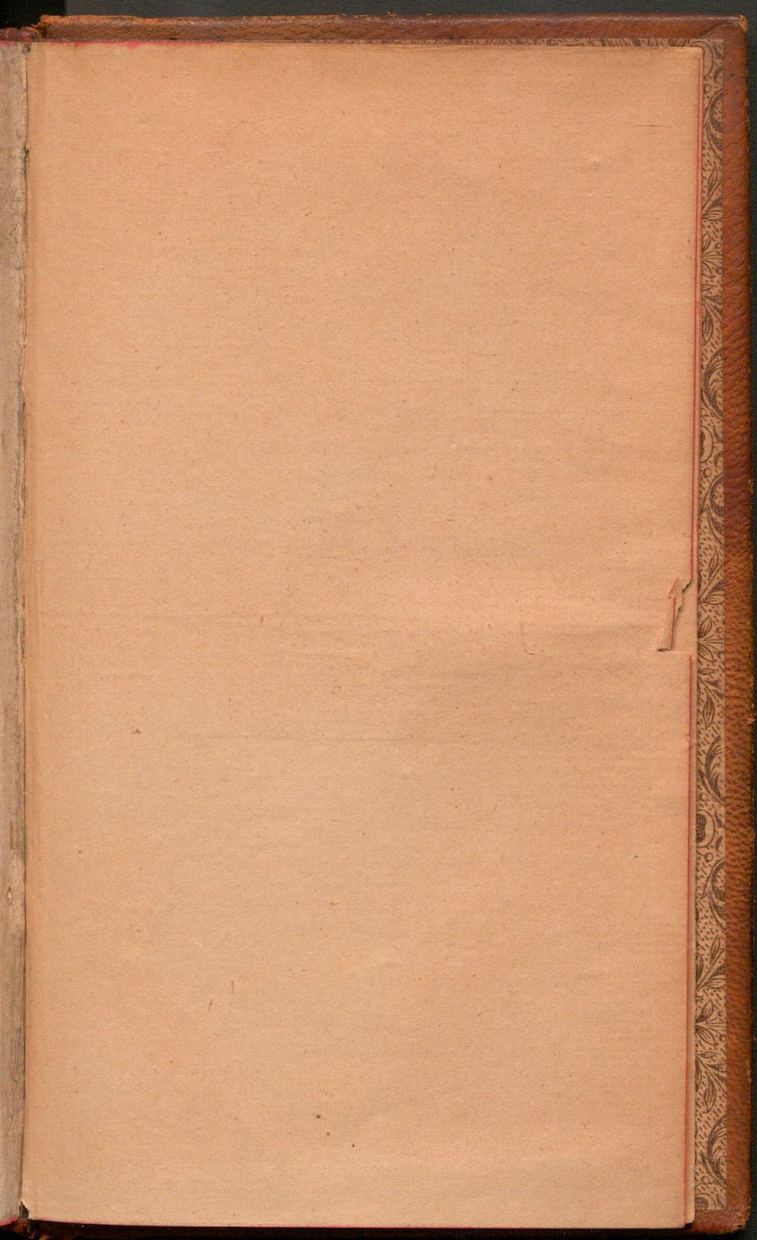
Bonaventurissbild in die Augen. Arme Bianka dies (zu denken) vor diesem Bilde? O weibliche Natur, setzt sie hinzu. Schwachheit ist dein Grundstof; Empfindsamkeit ist deine Grube! Jahrhunderte wollen wir ausdauern, und Monden dünken uns eine Ewigkeit. Endlich erschien der Tag, der sie zur Herzogin von Florenz machte. Kapello ihr Vater kam an den Hofe nach Florenz, und ihr Vermählen war sehr feierlich. Ihr fürstlicher Stand verändert ist ihr Herz. Konnte die, welche in den dürftigsten Umständen groß und fürstlich handelte, es nun minder thun? Allein ihr Glück dauerte nicht lange. Ein ehrgeiziger Kardinal, der Bruder ihres Gemahls beschloß den Schimpf dieser Ehe zu tilgen. Er kam in dieser Absicht an den Hof Franzens des Großherzogs, er sah die Bürgersfrau Bianka, wie er sie nannte, ... und verliebte sich in sie; und nun war sein erster Gedanke, seinen Bruder auf die Seite zu räumen. Er erklärte ihr seine Liebe. Sie verschwieg es ihrem Gemahl, um Brüder nicht zu entzweien. Endlich, da er nicht erhört wurde, kehrte

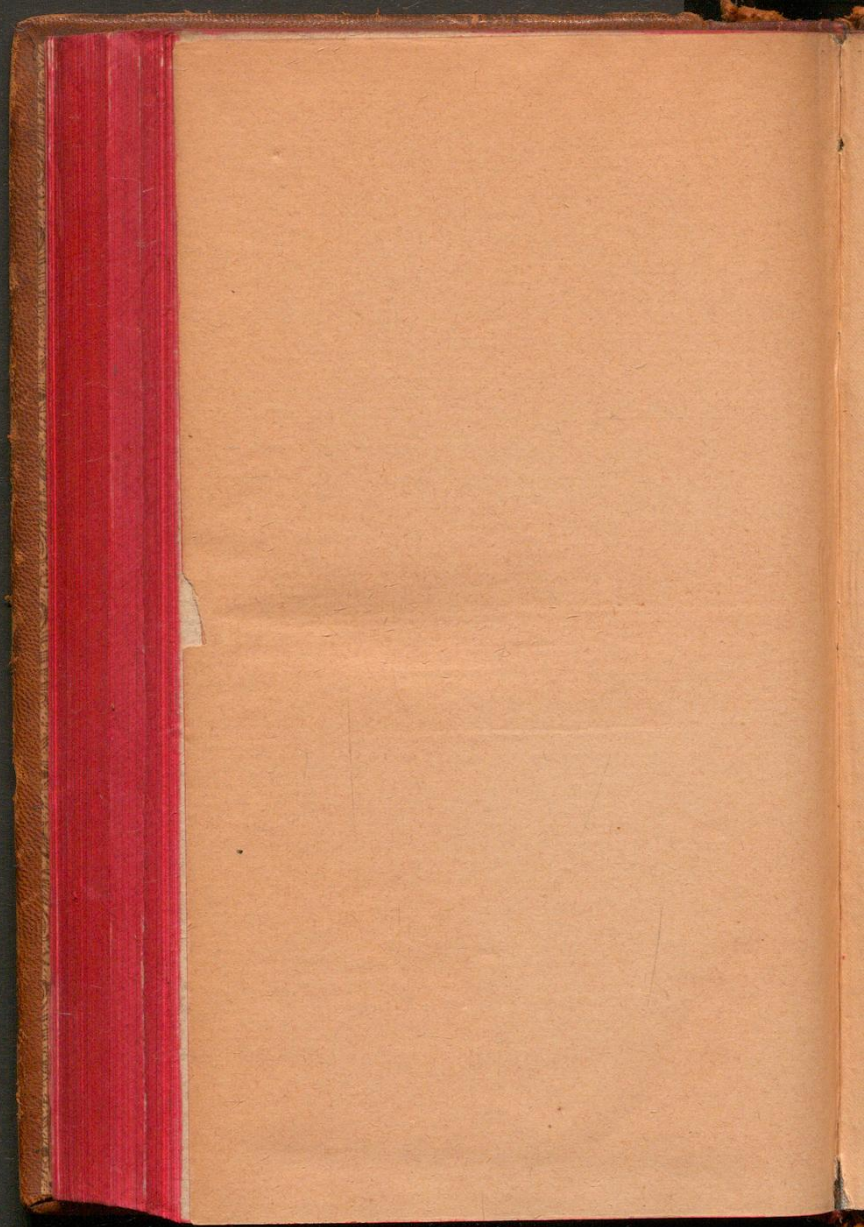
kehrte seine nachgiebigen Gedanken mit doppeltem Grimme zurück. Verschmähte Liebe ist wirkender als beleidigter Ehrgeiz; verwundet das Herz tiefer. Die Folge davon war nichts weniger, als Biankens und Franzens Vergiftung. Biankens Ende war eben so einzig in seiner Art, wie ihr Leben. Sie blieb standhaft bis in den letzten Augenblick. Wenn war eine ihres Geschlechts mehr ein Ball des Glücks als Bianka? Wen hob Schönheit höher empor, und wen stürzte sie tiefer herab? An wem bewies Liebe manigfaltiger ihre Launen, ihre Tüke? ihres Sonnenstrals kurze Dauer, und ihres Blizes Unfehlbarkeit? Wer bleibt treuer der Tugend im Staub und im Glanze? In Armuth, Mitleidstand und Hoheit? Wer ward unberhofter, was er zu werden verdiente, groß und glücklich? Und ach! wer verlor in einer einzigen Viertelstunde mehr als Bianka?

Und wenn dieser Stoff nun würdig bearbeitet wurde, wenn diese mancherlei Situationen durchgedacht, Bianka immer ihrer möglich

möglichen Größe getreu, immer liebens-
beneidens oder bedauernswürdig erhalten
wurde; wenn jeder schöne Zug ihres Cha-
rakters, der uns entzückte, Advokat guter
Sitten und der Tugend ist, welchen Dank
sind wir nicht H. Meißner schuldig? Dieser
schöne Roman verdiente in allen Händen
zu seyn; und nicht nur dieser Roman, auch
seine übrigen Schriften; seine Skizzen, sei-
ne Dialogen, und sein Alcibiades: welcher
letztere in mancher Rücksicht Mankens Ca-
pello noch übertrifft. Wenn wir, seine
Schriften in der Hand, einen Blick auf die
Franzosen werfen, wie weit bleibt ihr Ar-
mand, selbst wie weit ihr Marmontel zu-
rück? Was wäre Meißner für ein groß-
ser Mann, wie nannte ihn jede Lippe durch-
ganz Europa, wenn er ein Franz-
ose wäre? So aber hat sein verdienter
Ruhm nur sehr enge Grenzen. Selbst in
Deutschland verwehrt mancher Portier, dem
deutschen Buche den Eingang. Indessen
hindert es nicht, daß endlich die deutsche
Litteratur auch von Großen hie und da ge-
schätzt zu werden beginnt. Manche vornehm-
me

me Toilette schmückte bereits Bianca, und wenn ich sie mein Freund, um etwas in der Welt beneide, so ist es izt um ihre Bianca selbst, es ist um den Beifall einer Dame, die ich Affasien nennen würde. wenn oft solche Benamfungen nicht eben so kalt als o du Engel vom Weibe! ausgesprochen würde. Wer diese dann sei? das erfahren sie in dem ersten meiner Briefe.





XL
655/1-2

